Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Krane, Fr. von, Reiter und Jäger. Eine Erzählung in drei Büchern. 3 Bände. 8. 3 Thlr.

— — Aus der Säbeltasche eines alten Kavalleristen. Erzählungen. 8. 2 Thlr.

Holtei, Karl von, Himmelsammelsurium aus Briefen, gedruckten Büchern, aus dem Leben und aus ihm selbst. 2 Bände. 8. . . . . 3 Thlr.

Hüttig, Otto, Nachklänge aus den hinterlassenen Papieren des Sanitätsrathes Dr. Karl Wilhelm Junge. 8. . . . . 1¾ Thlr.

Gesammt-Ausgaben.

Holtei, Karl von, Erzählende Schriften. 37 Bände. Gesammtpreis brosch 11 Thlr 12 Sgr.

Hieraus einzeln: Kriminalgeschichten. 6 Bände. 2 Thlr. — Noblesse oblige. 3 Bände. 1 Thlr. — Die Vagabunden. 3 Bände. 1 Thlr. — Christian Lammfell. 5 Bände. 1¼ Thlr. — Ein Schneider. 3 Bände. 1 Thlr. — Die Eselsfresser. 3 Bände. 1 Thlr. — Kleine Erzählungen. 5 Bände. 1⅔ Thlr. — Vierzig Jahre. 6 Bände. 4 Thlr. — Der letzte Komödiant. 3 Bände. 1 Thlr. —

Mügge, Theodor, Romane. 33 Bände. à 15 Sgr. 16 Thlr. 15 Sgr.

Hieraus einzeln: Der Chevalier. 3 Bände. 1½ Thlr. — Toussaint. 5 Bände. 2½ Thlr. — Erich Randal. 4 Bände. 2 Thlr. — Afrasja. 3 Bände. 1½ Thlr. — Tänzerin und Gräfin. 3 Bände. 1½ Thlr. — Die Vendéerin. 2 Bände. 1 Thlr. — Weihnachtsabend. 15 Sgr. — Arvor Spang. 2 Bände. 1 Thlr. — Verloren und gefunden. 2 Bände. 1 Thlr. — Die Erbin. 15 Sgr. — Der Voigt von Zylt. 2 Bände. 1 Thlr. — Der Majoratsherr. 15 Sgr. — König Jakob's letzte Tage. 15 Sgr. — Der Prophet. 3 Bände. 1½ Thlr.

See, Gustav vom, Gesammelte Schriften. 18 Bände. Gesammtpreis 9 Thlr.

Hieraus einzeln: Vor 50 Jahren. 3 Bände. 2 Thlr. — Die Egoisten. 4 Bände. 2⅔ Thlr. — Herz und Welt. 3 Bände. 2 Thlr. — Rancé. 3 Bände. 2 Thlr. — Zwei gnädige Frauen. 3 Bände. 2 Thlr. — Die Belagerung von Rheinfels. 2 Bände. 1⅓ Thlr.

Der Kapitän.

Erlebnisse eines westfälischen Edelmannes.

Herausgegeben

von

Fr. v. Krane.

Erster Band.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1874.

Seinem hochverehrten Freunde,

dem

Kgl. Ober-Tribunals-Rath,

Freiherrn von Diepenbroick-Grüter,

Ritter hoher Orden ꝛc.

gewidmet

vom

Verfasser.

Biblioteka Publiczna
Zbiory Specjalne
9529 I
9529
92
Zbiory Specjalne
Mag. K. 18 | 77 | 51

Erstes Kapitel.

Max giebt sein National und seine Conduite.
Er rückt bei Münster in das Cantonnement, spielt und schlägt sich.
Er raisonnirt über die Landesgesetze und moquirt sich über seine Commandeuse.

Haltern, den 20. Januar 1798.

Mein liebes Schwesterchen Fanny hat mir dieses prächtige in Saffian gebundene Schreibebuch zum Neujahrsgeschenk überschickt. Sie gewann es in einer Lotterie, welche ein Soester Buchbinder veranstaltet hatte, um die aus dem Brande seines Hauses geretteten Waaren bestens zu verwerthen.

„Ich schenke es Dir," schrieb das gute Kind, „unter der Bedingung, daß Du versprichst, daraus ein Tagebuch zu machen. Es ist verschließbar und scheint mir deshalb dazu besonders geeignet zu sein."

„Mit dem Tagebuche," habe ich ihr geantwortet, „wollen wir es nicht so genau nehmen. Nur ein Hauptphilister und Erzpedant kann sich Abend für Abend hinsetzen, um über das, was er aß und trank, was er hörte, dachte, sagte und machte,

was er ausgab und einnahm ein Protokoll aufzunehmen. Ein Lieutenant kommt nicht immer in einer Verfassung heim, die ihn animirt den Gänsekiel zu schwingen. Die gewöhnlichen Garnisonerlebnisse sind überdem so unwichtig und sie wiederholen sich in so monotoner Art, daß sie wahrlich nicht verdienen, niedergeschrieben zu werden. Ich verspreche Dir dagegen, mein liebes Schwesterlein, Alles von Bedeutung, was mich die himmlischen Mächte erleben lassen, wahrheitsgetreu in dieses Buch einzutragen. Es soll kein Tagebuch, wohl aber ein Erinnerungsbuch werden."

Mein Schwesterchen hat sich mit dieser Veränderung einverstanden erklärt. Ich bin somit im rechtlichen Besitz des Buches und beginne dasselbe mit dem bestimmten Vorsatz, stets der Vorschrift des Klassikers eingedenk zu sein, die da heißt: „Ne quid falsi dicere audeat, ne quid veri non audeat." (Er wage nie Unwahres zu sagen und scheue nie die Wahrheit zu sagen.)

Nach soldatischem Gebrauch schicke ich mein National und meine Conduite vorweg. Ich darf indessen kaum hoffen, daß letztere besonders treffend ausfallen wird. Alle Weisen sagen: „Selbsterkenntniß ist ein schweres Ding!" Da wäre es denn wohl nicht wunderbar, wenn das Bild, das ich von mir nachstehend entwerfen werde, dem Original gar wenig ähnlich sieht.

National

des Ober-Lieutenants von Alst vom Hochfürstlich Münster'schen Regimente v. Dücker zu Pferd.

Name: Maxemillian Ignatz von Alst.

Geburtsort: Münster in Westfalen.

Geburtstag: den 15. October 1774.

Eltern und nächste Verwandten:

Vater: Aloys von Alst, geboren 1733, gestorben 1796 als Hochfürstlich Münsterscher General-Major und Inhaber eines Regiments zu Pferde.

Mutter: Amalie Baronin Goy van Leuwaarden, geb. 1751, gest. 1793.

Schwestern: 1) Eva, geb. 1772, seit 1796 verheirathet an Caspar Fhr. v. Scharpenley auf Scharpenley im Herzogthum Westfalen, wohnhaft zu Soëst.

2) Fanny, geb. 1780, Anwärterin des Stiftes zu Flasheim.

Mutterbruder und Vormund: Jan Goy, Baron van Leuwaarden, Majoratsherr auf Diepenbroick und Düsterloo im Münsterlande und Besitzer von Ringkastell und Rozenhaag in der Batavischen Republik.

Größe: 5 Fuß 10 Zoll.

Religion: Katholisch.

Anciennetäts-Verhältnisse: den 15. März 1786 adeliger Kadet der Hochfürstlichen Leib-Garde-

Compagnie und Eleve der Militair-Akademie zu Münster; den 2. April 1792 Kornet im Regiment v. Alst zu Pferde; den 3. August 1793 Lieutenant in demselben; den 13. Mai 1796 zum Ober-Lieutenant befördert.

Feldzüge: In den Jahren 1794 und 95 beurlaubt, um als Volontair beim k. k. Küraſſier-Regiment Limburg-Styrum die Campagne gegen die Franzoſen mitzumachen.

Auszeichnungen: Wegen ſeines Wohlverhaltens in dieſen Feldzügen und namentlich im Treffen bei Handſchuchheim iſt dem Lieutenant v. Alst der k. k. Leopolds-Orden verliehen worden.

Conduite

des Ober-Lieutenants v. Alst.

Die wiſſenſchaftliche Bildung iſt in Folge des Beſuchs der Militair-Akademie günſtig. Wenn auch ſeine klaſſiſche Bildung gering iſt, ſo ſpricht und ſchreibt er dagegen fertig Franzöſiſch, Holländiſch und Engliſch. Er zeichnet gut.

Die körperliche Ausbildung iſt im Fechten und Tanzen ſehr gut. Er reitet feſt und dreiſt, aber zu roh.

Charakter-Eigenſchaften. Von ſanguiniſch choleriſchem Temperament, neigt er dem dreifachen „W", dem Wein, den Weibern und den Würfeln zu.

Finanzielle Verhältniſſe. Sein Vormund verwaltet ſein kleines Vermögen. Ohne beſonderes Glück im Pferdehandel und im Spiel würde er mit den Zinſen nicht ausgekommen ſein, da er freigebig und unbedacht iſt.

Dienſtliche Qualitäten befriedigend.

Kameradſchaftliche Beziehungen. Aufbrauſend, eitel, mit dem Maul vorweg und vom Glück begünſtigt (Unberufen! Zur guten Stunde ſei's geſagt!), hat er Neider und Widerſacher genug, jedoch auch der treuen und anhänglichen Freunde nicht wenige. Ohne intrigant zu ſein und ohne Freude an Zänkereien und Händeln zu finden und ſie zu ſuchen, iſt er dennoch oftmals darin verſtrickt. Sein gutes Glück ließ ihn indeß aus mehrfachen Rencontres und Duellen ſtets mit heiler Haut davonkommen.

Die verwandtſchaftlichen Beziehungen ſind der erfreulichſten Natur und ſelbſt dem geſtrengen Vormund gegenüber, zu dem doch wohl bisweilen eine Klage über den wilden Neffen hinüber geklungen ſein mag, ſind ſie ſtets ungetrübt geblieben. Das Verhältniß zu ſeinen Schweſtern iſt ein wahrhaft zärtliches. Die einzige Ausnahme iſt die geringe Liebe, welche er zu ſeines Vormunds einzigem

Sohn, zu seinem Vetter Achill hegt. Schon zur Zeit, als dieser zu Münster im adeligen Convikt war, von wo aus er das Jesuiten-Kollegium besuchte, während Max Schüler der Militair-Akademie war, haben sich die Vettern stets von der Seite angesehn. Selbst wenn Achill seine Sonntage im Hause des Generals Alst, oder Max seine Vakanzzeit beim Onkel Jan auf Ringkastell zubrachte, gingen sich die Junker aus dem Wege. Wäre Paul van Puyts, der Sohn des Hausarztes Onkel Jan's, der ebenfalls zu Münster bei den Jesuiten studirte, nicht gewesen, so wären die beiden Vettern sich sicher täglich in die Haare gerathen und würden zweifelsohne schon als Knaben Todfeinde geworden sein. Mit Witz und Geschick wußte der lustige Paul indeß stets einen faulen Frieden zwischen beiden aufrecht zu erhalten.

Haltern, den 15. October 1798.

Vorgestern sind wir von Münster, wo das Regiment zu den Exerzitien fast vier Wochen lang konzentrirt war, hierher zurückgekehrt. Da ist mir beim Einrücken denn einmal wieder die Armseligkeit dieser unserer Garnison so recht lebhaft entgegengetreten. Die meisten Häuser des Ackerstädtchens tragen einen

durchaus rustikalen Charakter. Es sind Fachwerkbauten, deren Giebel mit großen Einfahrthoren der Straße zugekehrt sind. Diese Thore sind weit genug, den hochgeladenen Erntewagen die Einfahrt auf die riesige „Dehle" zu gestatten, welche den größten Theil des Hauses einnimmt und als Dreschtenne benutzt wird. Viele Häuser zeigen noch das patriarchalische Strohdach und nicht alle erfreuen sich eines Schornsteins. Das schändliche Pflaster, die Düngerhaufen, welche sich statt der Bürgersteige an den Häusern hinziehn, das Kleinvieh aller Art, welches, statt der Menschen, die Straßen belebt, widersprechen durchaus der Bezeichnung „Stadt." Die Bewohner unterscheiden sich in ihrem Aeußern sowohl, wie in ihrer Geistesbildung, auch nur wenig von den Bauern. Selbst die Gewerbetreibenden betrachten den Ackerbau als ihr Hauptgeschäft. Es sind indeß durchweg biedere, fromme und treue Menschen, welche zwar nicht die Höflichkeit der Form, wohl aber die Höflichkeit des Herzens kennen. Mit welcher Freude kam mir mein braver Wirth, der Pfefferkuchenbäcker Sötebier, mit seiner Familie entgegen! Wie war im Quartier und Stall Alles so sauber hergestellt! Wie freute sich meine dicke Wirthin, als ich auf den ersten Blick alle die Verschönerungen und Verbesserungen erkannte und lobte, womit sie für meine größere Bequemlichkeit gesorgt hatte! Auch für meinen langen Vetter, den

Cornet von Wilbring, der mein Hausgenosse wurde, war das Quartier in möglichst gute Verfassung gesetzt worden, so daß wir die Annehmlichkeit der gemeinschaftlichen Wohnung genießen, ohne uns gegenseitig zu beengen.

Bei der diesjährigen Uebung war unsere Escadron höchst angenehm untergebracht. Wir hatten es nahe zur Lottenheide, dem Exerzierplatz, und nahe nach Münster. Auch in Betreff des Quartiers hatte mich mein altes Glück nicht verlassen. Ich lag im Forsthause zu Lützenbeck. Den Morgen brachte ich im Sattel, den Nachmittag und Abend in der Stadt, und meist nur einen unbillig geringen Theil der Nacht in meinem Quartiere zu. Die drei verhängnißvollen „W." zogen mich in unsere Kapitale und hielten mich dort oft bis zum Frühroth zurück. Ich machte wiederum die Bemerkung, wie wunderbar eine frische Toilette, ein frischer Trunk und ein frisches Pferd einen wohlorganisirten Burschen zu restauriren vermögen, der nach durchschwärmter Nacht, erst wenn der Trompeter zum Satteln bläst, ermüdet heimgekleppert kommt und genöthigt ist, den Schlaf für eine gelegenere Zeit aufzusparen.

Mit Wein und Spiel ging es namentlich in diesem Jahre verteufelt scharf zu. Das Spiel — das verwünschte Spiel — ist meine Hauptleidenschaft. Nicht die Lust am Gewinn, nicht der Gelderwerb ist es, was mich so gewaltig anzieht. Mich lockt die

Aufregung, in welche mich die wechselnden Chancen des Glücks versetzen. Natürlich giebt der günstige Erfolg eine gewisse Befriedigung — der Sieg ist stets angenehm. Ich muß indeß dem alten Satze beipflichten: „daß es, nach dem Gewinnen im Spiel, kein größeres Amüsement giebt, als im Spiele zu verlieren."

Das reine Kommerzspiel gewährt mir für das Hazardspiel nur einen geringen Ersatz, obwohl ich viel Sinn für Kartenkombination habe und den meisten Spielern darin überlegen bin. Wo sich, wie beim l'hombre, beide Arten des Spiels verbinden, wo neben der Geschicklichkeit auch dem Glücke seine Chancen geboten werden, und die Conduite eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt, da habe ich stets die besten Erfolge gehabt. Beim Hazardspiel kostet es mir stets große Mühe, mir den klaren Verstand und den ruhigen Puls zu bewahren. An kühnem D'rauflosgehn in den Perioden des Glücks hat es mir nie gefehlt, wohl aber an geduldigem Ausharren bei kleinem Spiel, wenn das Glück abhold ist. Es hat ferner lange gedauert, ehe ich den Moment des „Umschlags" herauszufühlen vermochte und es über mich gewann, danach sofort mein Spiel zu modifiziren. Das schnelle Erkennen des Umschlages ist eine Naturgabe, welche manchen Menschen ganz abzugehn scheint. Während den Einen eine innere

untrügliche Stimme bald ermuthigt, bald warnt, schweigt sie bei dem Andern, und dieser bedarf erst einer Reihe von Gewinnsten und Verlusten, um seine Chance zu gewahren. Aber dann fehlt ihm häufig die Zuversicht, welche zu großen Schlägen den Muth giebt, und nicht selten ändert er erst dann seinen Satz und sein Spiel, wenn der Umschlag schon wieder eintritt. Neben einem angebornen Spieltalente habe ich es meiner mühsam errungenen Spielconduite zu verdanken, daß mir die Glückstage reichen Gewinn, meine Unglückstage aber nur mäßige Verluste bringen. Natürlich übertreibt der Neid meine Spielerfolge in wunderbarster Art. Nach dem, was man davon fabelt, müßte ich die Börsen aller Offiziere der fünf Münster'schen Regimenter bis auf den Grund ausgefegt und die halben Revenüen des Münsterländischen Adels eingesteckt haben. In Wahrheit sind es ein Paar hundert Thaler, welche ich heimbringe.

Man sagt sprichwörtlich: „Alle Spieler sind abergläubisch!" Sollte auch ich nicht frei davon sein? Ist die Bemerkung, die ich gemacht habe, daß sich mein Glück oder Unglück vorzugsweise an die Personen bindet, gegen die ich spiele, auch ein Aberglaube, wie die Beobachtung anderer Spieler, daß ihr Glück von Ort und Zeit abhängt? Gegen meinen langen Vetter Wilbring, der ein ganz elender Spieler ist, verliere ich stets und fast immer gewinne ich gegen

die beiden Herrn v. Rixdorf. Der ältere der Brüder ist Stabs-Rittmeister bei unserm Regiment und kommandirt die Oberst-Lieutenants-Escadron in Dülmen. Dort ist der jüngere Bruder als Adjunkt des Amtsdrosten angestellt. Beide sind leidenschaftliche und gewiegte Spieler. Sie haben mir und den meisten andern Offizieren gegenüber schon den großen Vortheil, daß sie sehr vermögend und somit im Stande sind, ganz andere Summen in's Gefecht zu führen, als die, über welche wir zumeist verfügen können. Dessenungeachtet vermögen sie mir gegenüber selten etwas auszurichten, weder als Bankhalter, noch als Pointeurs. Da wir, weil Dülmen unsere Nachbargarnison ist, viel zusammenkommen und ich, wie der lange Kornet, fast täglich spiele, so habe ich ausreichende Gelegenheit gehabt, diese seltsame Consequenz des Glücks zu beobachten. Leider habe ich dabei bemerken müssen, wie die Stetigkeit meines Glücks auf die Herren v. Rixdorf, namentlich aber auf den Amts-Adjunkten, mit der Zeit erkältend gewirkt hat. Letzterer, ein kleines, nervöses Männchen, scheint mich förmlich zu hassen. Seit längerer Zeit versäumt er niemals, eine Gelegenheit, die sich ihm zu einer boshaften Bemerkung über mich darbietet, zu benutzen. Er weiß seine Witzeleien indeß so glatt und fein vorzubringen, daß sich bisher kein Häkchen daran finden ließ, woran ich füglich eine grobe Ent-

gegnung oder eine Forderung hätte hängen können. So habe ich denn, wollte ich nicht als Händelmacher erscheinen, dem Giftmichel lange Zeit sein Vergnügen lassen müssen. Natürlich paßte ich ihm scharf auf den Dienst und gab die Hoffnung nicht auf, ihn einmal zu erwischen.

Der Herr Amts-Adjunkt hatte sich während der Exerzierzeit in Münster eingefunden und seine Stimmung, mir gegenüber, war dadurch nicht liebsamer geworden, daß ich ihm auch dort das Geld abgewann. Als wir in einer Gesellschaft von Damen und Offizieren im Schloßgarten Kaffee tranken, floß die sarkastische Laune des kleinen giftigen Mannes in reichstem Maße und übersprudelte mich mit ihrer ätzenden Lauge. Da die Dame, welcher ich zur Zeit meine Aufmerksamkeit widmete, anwesend war, so wurde mir die Situation unerträglich. Schon wollte ich mit einer unmotivirten Grobheit dem Spiele ein Ende machen, als der feine Uhrmacher sich endlich einmal versah und, im Gefühl seines Triumphs, eine Phrase zu Tage brachte, welche mich zu einer derben Abfertigung berechtigte. Meine Erwiderung fiel so hanbüchen aus, daß von einem Ignoriren nicht die Rede sein konnte. Es erschien denn auch sehr bald der Stabs-Rittmeister. Wie leicht mir derselbe den Widerruf machte, so ließ ich mich doch auf Nichts ein, und schon an demselben Abend hatte ich die Freude, dem Giftmischer mit dem Säbel in der Faust gegenüber zu stehn.

Zu meiner und der meisten der Kameraden großer Genugthuung gelang es mir, dem Herrn Amts-Adjunkt eine prächtige steile Quart über das freche Maul zu legen, so daß er wohl genäht und gepflastert sofort seinen Rückzug nach Dülmen antrat. Namentlich war mein Sekundant, der lange Kurt Wilbring, darüber hoch erfreut und erwarb sich an diesem denkwürdigen Tage einen ungewöhnlich starken Rausch, so daß er noch am andern Morgen in großem Jammer tiefgebeugt auf seinem Rapphengst saß und vor seinem Zuge eine arge Reiterei vollführte. Major v. Dedingk schrie sich ganz heiser und unser biederer Kommandeur sagte dem langen Kornet vor den versammelten Offizieren die unliebsamsten Dinge, welche mit wehmüthigster Miene hingenommen wurden, sonst aber völlig wirkungslos blieben.

Mir war an diesem Tage auch nicht übermäßig heiter zu Muthe. Die Affaire war stadtkundig geworden und man befürchtete allgemein, daß man höheren Orts von derselben Notiz nehmen werde.

In neuester Zeit haben sich die Ansichten über Ehrenhändel in den höchsten Kreisen, nach österreichischem Joseph'schem Muster, wesentlich geändert. Unser Hochwürdigst-Durchlauchtigster Landesherr, der Erzherzog Max Franz, welcher eben so selten hierher, wie in sein Kurfürstenthum Köln kommt, sondern zu Hetzendorf bei Wien residirt, hat vor Kurzem ein sehr

verschärftes Mandat gegen Zweikämpfe und Raufhändel erlassen. Es ist in die Ordre-Bücher gekommen und jeder Offizier hat es unterschreiben müssen, damit sich im Betretungsfall keiner mit Unwissenheit entschuldigen kann.

Unser Allgewaltiger, der General-Vikar und Statthalter, Fhr. Franz von Fürstenberg, hat dem Hof-Kriegs-Rath über diesen Gegenstand nähere Instruktionen zukommen lassen, welche gleichfalls bei allen Offizieren cirkulirt haben.

Es soll hinfür auf sogenannte „Ehrenhändel" überaus keine Rücksicht genommen werden. Wer einen Menschen verwundet oder gar tödtet, soll wegen Körperverletzung, Tödtung oder Mord gerichtlich verfolgt werden, welchen Standes er auch sei. Die Beachtung der Duellregeln giebt keinen Milderungsgrund ab. Eben so wenig darf bei sogenannten Rencontres von vorn herein Nothwehr angenommen werden. Wer solche nicht beweisen kann, verfällt der ganzen Strenge der Gesetze. Soldaten und Kavaliere sind zu bestrafen, sobald sie unbefugt den Degen ziehn. Wer sich dazu hergiebt, als Kartellträger, Sekundant, unparteiischer Zeuge oder sonst wie, ein Duell zu befördern, macht sich straffällig, so wie Jeder, welcher bei einem Rencontre gegenwärtig ist, ohne sein Möglichstes zu thun, den Frieden aufrecht zu halten, oder denselben herzustellen. —

Daß man beabsichtigt, im Sinne dieser Bestimmungen allen Ernstes vorzugehn, davon zeugt die Untersuchung, welche man über alle Betheiligten bei einem Duell verhing, das unter den Offizieren des Regiments Harthausen vorkam. Obschon die Ursache völlig unbedeutend war und der Verwundete schon am Tage nach dem Zweikampfe wieder auf der Parade erschien, so wurden die Duellanten mit Arrest bestraft und sie, wie die sämmtlichen Betheiligten, ohne Weiteres aus dem Dienst entlassen.

Mich wundert, daß der Herr General-Vikar den Kavalieren nicht auch das Spiel verbietet, wie dieses bei der Bürgerschaft bereits geschehn ist. Wozu aber nutzt mein Raisonniren?

„Gut oder schlecht, recht oder unrecht! — Narr,
„Was kümmert's Dich? Laß gehn, wie's geht;
„Und zäumen sie beim Schwanz den Gaul,
„Laß zäumen sie und halt das Maul!"

Der Stabs-Rittmeister v. Rixdorf scheint mir die Winkelquart, welche ich seinem Bruder in das Gesicht geworfen habe, gar schwer vergessen zu können. Als sich vorgestern die Escadrons bei Dülmen von einander trennten, konnte er es noch nicht über sich gewinnen, mir die Hand zu reichen. Ich mußte mich mit einem steifen Nicker begnügen, den ich höchst dienstmäßig erwiderte.

Die Escadrons bereiten sich nun wieder zu einer Espèce von dienstlichem Winterschlaf vor, indem sie die Hälfte der Mannschaften auf Urlaub in die Hei-

math entlassen. Der Rekruten sind nur wenige einzustellen, da das ganze Regiment aus Landeskindern, die fünfzehn Jahre dienen müssen, besteht. Die Remonten werden in Münster unter Aufsicht des Regiments-Stallmeisters ausgebildet. Die Pflege der Pferde, die trotz des knappen Futters glatt wie die Aale und kastendick sind, und beim Ausreiten wie wilde Bestien springen, schnarchen und toben, ist nahezu der einzige Dienst. So sind denn die Offiziere den Winter über nur gar wenig beschäftigt und wissen mit der vielen freien Zeit oft gar nicht wohin. Ist es da verwunderlich, wenn wir den Winter hassen und fürchten? Nur die Escadronchefs machen darin eine Ausnahme. Für sie ist diese Zeit des Nichtsthuns die Erntezeit. Die Competenzen der Urlauber an Traktament, Brod, große und kleine Montirungsstücke, ferner die Ersparnisse an Futter und Hufbeschlag für die Pferde, welche keine Arbeit haben, fallen den Herren rechtlich zu. Alle diese kleinen Posten bilden zusammengenommen eine beträchtliche Einnahme, wofür die Escadronchefs, als Gegenleistung, nur verpflichtet sind, den Offizieren ihrer Escadron freien Mittagstisch zu gewähren. Dadurch wird das Haus des Chefs für die Offiziere der Centralpunkt der Geselligkeit. Der Geist, welcher dort herrscht, entscheidet in den kleinen Garnisonen fast lediglich über das Wohlbehagen der Offiziere. Wir sind in dieser Beziehung nicht gerade all' zu günstig gestellt.

Unser Chef, der Major v. Deding, ist ein alter, höchst langweiliger Biedermann, welcher seine Escadron stramm genug zu führen weiß, im Hause aber seiner Gattin das Kommando völlig überläßt. Diese resolute Dame, die Tochter eines Stiftrentmeisters, hat ihrem Gemahl ein hübsches Vermögen zugebracht und außerdem das unbestreitbare Verdienst, ihm in Minchen, Stinchen und Finchen drei liebliche Töchter geschenkt zu haben, von denen die älteste das zwanzigste Lebensjahr noch nicht überschritten hat. Es sind rosige, runde und lustige Dingerchen, welche sich einander um so ähnlicher sehn, als sie stets bis in das geringste Detail völlig gleich gekleidet erscheinen. Mir begegnet es heute noch, wenn ich die drei Damen nicht zusammen antreffe, sondern nur einer von ihnen gegenüber stehe, daß ich nicht weiß, welches Inchen ich zu sprechen die Ehre habe. Sie schwatzen, scherzen und lachen in liebenswürdigster Unbefangenheit, so lange die gestrenge Mama sie gewähren läßt. Die Frau Majorin hat aber ihre eigenthümlichen Anschauungen in Betracht der Stellung der Fräulein Töchter zu ihren verschiedenen Mittagsgästen. Frau v. Deding spricht mit ausreichender Klarheit den Wunsch aus, ihre Töchter recht bald verheirathet zu sehn, zugleich aber auch, daß sie keineswegs gewillt sei, die goldene Basis zur Unterhaltung der jungen Eheleute herzugeben. Diesen leitenden Grundsätzen gemäß, ist sie eben so eifrig

bemüht das Interesse wohlhabender Offiziere an ihren Töchtern zu erregen, als unbemittelte fern zu halten. Die gnädige Frau hat von den Stiftsdamen, denen sie ihre Erziehung verdankt, recht wohl gelernt, sich die Airs einer Frau von Stande zu geben und jungen Leuten zu imponiren. Von ihrem rentmeisterlichen Vater hat sie dagegen auch eine Dreistigkeit ererbt, der es nicht schwer wird, sich zur Grobheit aufzuschwingen. Sie wendet dieses Mittel, wo die Airs nicht ausreichen und man ihren Zwecken entgegen tritt, nach Kräften an. Dringt sie auch damit nicht durch, so trifft ihr voller Zorn den Unlenkbaren und der hat die Ungnade des Chefs zur unabwendbaren Folge. Eine solche ist höchst wirkungsvoll und schwer genug zu ertragen. Der in Ungnade Gefallene wird zu allem Unangenehmen kommandirt. Er hat die Leute, welche standrechtlich bestraft werden sollen, zu Protokoll zu vernehmen; er hat die Exekution zu kommandiren, wenn der Rücken eines Taugenichts mit Steigriemen verarbeitet werden soll; er muß bei der Tödtung unrettbar erkrankter, so wie bei der Obduktion umgestandener Pferde zugegen sein; die Revision der Kammerbestände, das Nachmessen der Hafervorräthe ꝛc. fallen ihm zu. Wird ihm das Fatale in reichem Maße aufgehalst, so werden ihm alle Annehmlichkeiten nach Möglichkeit entzogen. Kommandos, welche nach Außen führen und so einmal die Langeweile des

Garnisonlebens unterbrechen, kommen nicht an ihn; kurze Beurlaubungen werden ihm stets verweigert, seine Gesuche um längern Urlaub werden schon in erster Instanz abgelehnt.

Aber auch die Kameraden, welche sich hoher Gunst erfreuen und als Epousseurs von Minchen, Stinchen und Dinchen in Aussicht genommen sind, haben in Betreff von Urlaub und auswärtigen Kommando's keine bessere Position. Sie sind unabkömmlich, Maikäfer am Faden, die nicht ausschwärmen dürfen.

Nur mein langer Vetter und Freund, Kurt Wilbring, macht darin eine Ausnahme. Unleugbar ist er von der Mutter wie von den Töchtern gleich gern gesehn, und sein behagliches Knurren, wenn man ihn mit Fräulein Stinchen neckt, verräth seine Herzensneigung deutlich genug, wie sehr er sie auch abzuleugnen sich befleißigt. Er aber erhält so oft und so lange Urlaub, als er begehrt, und selbst Kommando's, welche ihn auf einige Zeit vom Orte entfernen, wo sein Liebchen weilt, werden ihm zu Theil. Diese ungewöhnliche Freiheit verdankt er lediglich der wunderbaren Kraft seiner Verdauungsorgane. Kurt gehört zu den Menschen, welche die Gans darum einen dummen Vogel nennen, weil sie für eine Person einen zu großen, für zwei Personen aber einen zu kleinen Braten abgiebt. Allmittäglich ergötze ich mich an dem Entsetzen der guten Frau v. Deding, wenn ihr scharfkontrolirender

Blick die Fleischmassen ermißt, mit denen der Schwiegersohn in spe seinen Teller belastet, und an ihrem Erstaunen, über die Geschwindigkeit des Verschwindens derselben. Allerdings liegt etwas Versöhnliches in dem großen Anstand, mit welchem der Kornet die Arbeit vollbringt, und in dem Ausdruck des Behagens, welcher sich dabei auf seinem Gesichte ausdrückt.

Für den bevorstehenden Winter, fürchte ich, wird der biedere Kurt mehr der Liebe als der Kameradschaft leben und für mich wohl wenig Zeit übrig behalten. Hat dann der Adel seine Höfe in Münster bezogen, so wird es hier entsetzlich. War ich doch schon im vorigen Winter des Lebens völlig überdrüssig geworden!

Vorläufig will ich einigen Urlaub zum Onkel Jan nach Diepenbroick nehmen. Da ich mit dem heutigen Tage meine Großjährigkeit erreicht, und in Folge dessen mit ihm, als meinem Vormund, abzurechnen habe, so kann mir der Urlaub nicht versagt werden. Bleibt mir ausreichende Zeit, so besuche ich meine Schwestern in Soëst. Ich werde mich dort mit den preußischen Kameraden wohl besser amüsiren, als beim Onkel Jan, zumal wenn mein alter Freund Paul van Puyts sein Geburtsstädtchen Enschede verlassen hat und, wie es wahrscheinlich ist, in einer der größern Städte der Batavischen Republik sich der Rechtspraxis befleißigt.

Mit Onkel Jan will ich in nähere Ueberlegung

ziehen, ob ich nicht wohl daran thue, in fremde Dienste zu treten. Die kleinen Staaten geben keine Aussicht mehr zu einem so frohen Soldatenleben, wie ich es in der kaiserlichen Armee kennen gelernt habe. Wiewohl unser Münster'sches Contingent bei den Truppen des Reichsheeres im Franzosenkriege mit oben an stand, und namentlich des Vaters Regiment allwegs sich wacker gehalten und Ehre erworben: so spielte das ganze Reichsheer doch eine sehr untergeordnete Rolle, und es wurde ihm niemals Gelegenheit zu großen Erfolgen geboten. Schließlich fällt es Niemandem ein, von der Bravour der Münsterschen Truppen zu reden; Lob, wie Tadel kommt auf die Reichstruppen, ein Sammelsurium, von dem nicht viel Gutes erwartet werden kann.

Das ist allerdings nicht immer so gewesen. Haben sich doch die Lipp'schen schwarzen Reiter in des großen Preußenkönigs Diensten unvergänglichen Ruhm erfochten, und schoß nicht unser streitbarer Kanonen-Bischof, Bernhard v. Galen, mit seiner trefflichen Artelery vierzehn holländische Festungen in den Grund?

Wo aber sind jene Zeiten geblieben, in denen auch der Kleine eine große Rolle zu spielen vermochte!

Zweites Kapitel.

Max verliert an der holländischen Grenze sein Herz und reitet spornstreichs zu seinen Schwestern nach Soest, um nicht auch den Kopf zu verlieren.

Haltern, den 3. November 1798.

Da wäre ich denn wieder von der holländisch-markanischen Reise zurück! Mein lieber Kamerad und Hausgenosse Wilbring hat mit Ungeduld meiner Heimkehr geharrt, um den ihm bereits zugesagten vierwöchentlichen Urlaub antreten zu können. Er sehnt sich ebenso nach den heimathlichen Fleischtöpfen, als unsere Commandeuse sich sicher innigst freut, ihn auf einige Zeit den ihrigen fern zu wissen.

Hier meine Reiseerlebnisse.

Der Weg nach Diepenbroick geht über Coesfeld und Ahaus. Es war schon dämmerig, als ich in letztere Stadt einritt. Mein Bursche meinte, daß sein Pferd ermüdet sei und er es scharf treiben müsse, um mir nachzukommen. Allerdings hatte meine Eitelkeit den braven Wallach, den der wuchtige Münsterländer ritt, unbillig schwer bepackt. Wir

nächtigten in Ahaus, rückten aber am andern Morgen zu guter Stunde aus dem Quartier. Das Wetter war unfreundlich, der Himmel dicht bezogen, und ein eisiger Wind blies den Pferden so scharf in die Nüstern, daß wir nur ein sehr mäßiges Tempo traben konnten.

Ist das ein trauriger Weg an der holländischen Grenze entlang durch das „große Amts-Veen" nach Enschede! So weit das Auge reicht, nichts als ödes, kahles, schwarzes Moorland, hier und da mit grauen, struppigen Halmen dürftig bestanden, die, wie „Hungerhaare" am Leibe verwahrloster Mähren, borstig emporstacheln. Kein grünes Blättchen, kein farbiger Strauch, kein blätterrauschender Baum unterbrechen die dunklen Farbentöne und die massige Schwere der Landschaft. Nur hier und da bieten schwarze Tümpel, träge Wasserläufe, schmutzige Gräben, die sich gradlinigt endlos hinziehn, Torfstiche mit den Holzgerippen verlassener Hütten dem Auge wenig anmuthige Anhaltspunkte. Selbst die größern Wasserflächen vermögen nicht das trübe Bild zu erheitern. Das stumpfe, bleierne Grau ihrer Spiegel blitzt nirgend auf; grau ist ihr Rahmen, ein welker Kranz schmächtiger Binsen und mißfarbigen Schilfes. — Meilenweit war kein Mensch zu sehn. Kibitze und Möven, die mit ihrem Klageruf in wunderbaren Schwingungen uns umkreisten; Bekassinen, welche von den dumpfhallenden

Hufschlägen unserer Pferde mit kurzem Angstruf im Zickzackfluge aufstiegen, und einige Ketten wilder Enten, die quakend über uns hinwegzogen: waren die einzigen lebenden Wesen; die Tausende von Fröschen abgerechnet, welche vor den Pferden rechts und links mit kühnen Voltigen von den Grabenrändern sich abschwangen und langgestreckt kopfüber sich in die schmutzigen Straßengräben stürzten. Sie hätten bei ihrer Massenhaftigkeit alles Recht zur Beschwerde, wenn ich ihrer nicht besonders gedächte.

Endlich stieg am fernen Horizont ein riesiger Bau empor, der wie ein graues, drohendes Gespenst sich über die wüste Moorfläche erhob. Ich erkannte an den vier mächtigen runden Eckthürmen und dem hohen Schieferdach das Haus Diepenbroick.

Der Weg über das „große Amts-Veen" wird durch die alte Grenzburg völlig beherrscht; er führt in einem Halbkreise auf Flintenschußweite an derselben vorüber. Der alte Bau sieht von der Straße aus über die Maßen finster und drohend aus. Er steigt aus einer dunklen Wasserfläche mit seinem kahlen, schwarzen Mauerwerk fensterlos empor. Schießscharten in großer Menge, aber unregelmäßig gestellt, bedrohen die Straße mit Kleingewehrfeuer, während die vor dem Schlosse gelegenen Wälle und die runden Bastionen Geschützeinschnitte zeigen und von der vormaligen Wichtigkeit des Platzes Zeugniß geben.

Mein Oheim bewohnte Diepenbroick erst seit einigen Jahren. Früher hatte er in Ringkastell gehaust, einem alten Schlosse, das etwa eine Viertelstunde von Diepenbroick auf der andern Seite der Stadt Enschede, noch innerhalb deren Ringmauern auf einem Hügel gelegen, die Stadt vollständig beherrschte und wohl ursprünglich deren Citadelle gewesen war. Der Oheim gab als Grund seines Umzugs die Baufälligkeit von Ringkastell an. Es erhielt diese Angabe dadurch Wahrscheinlichkeit, daß der Ohm das ganze Bauwerk auf Abbruch verkaufte. Dessenungeachtet wurde von Manchen behauptet, daß der Baron Leuwaarden und noch viele seiner Nachkommen ganz ungefährdet das Schloß habe bewohnen können. Der alte Herr sei lediglich nach Diepenbroick übergesiedelt, weil er, ein eingefleischter Aristokrat und Orangist, nicht habe Bürger der Republik Batavia bleiben mögen. Die Aufhebung des Adels und der Fideicommisse habe ihn in's Münsterland getrieben. Sicher werde er möglichst bald auch die Ländereien von Ringkastell und sein Gut Rozenhaag verkaufen, um mit der Republik nichts mehr zu thun zu haben. Dann werde Baron Jan, der bisher vermieden habe, seinen Einfluß in Bezug auf Politik geltend zu machen, schon seine Farbe zeigen.

Mir war aus Briefen bekannt, daß meine Tante die naßkalte Luft, welche die breiten Gräften (Schloß-

gräben) und die düstern Gewässer des Veen aus-
hauchten und welche zu jeder Jahreszeit die gewalti-
gen Wohnräume von Diepenbroick erfüllten, durch-
aus nicht hatte vertragen können, trotz der trefflichsten
Erwärmungs-Apparate und der nie erlöschenden Koh-
lenglut ihres „stoofjes." Sie war deshalb mit ihrer
Gesellschafterin, der Frau v. Beaumont, einer Dame
der französischen Emigration, nach Rozenhaag gezogen,
das zwischen Diepenbroick und Enschede, von beiden
nur einige Büchsenschüsse entfernt, jedoch schon im
Holländischen liegt. Agnes, des Oheims einzige Toch-
ter, ist beim Vater geblieben und steht dessen Haus-
haltung vor.

Der Empfang von Seiten des alten Herrn und
meiner Cousine war sehr freundlich, namentlich schlug
der Ohm sofort wieder den scherzhaft-verwandtschaft-
lichen Ton an, den ich seit meinen Jugendjahren an
ihm gewohnt war. Das „Freule" konnte indeß die
alte kameradschaftliche Zutraulichkeit nicht wieder-
finden. Es mochte wohl etwas meine Schuld sein.
Ich hatte geglaubt in Agnes ein frisches, munteres
Mädchen zu finden, und mich darauf gefreut das Recht
eines Vetters geltend zu machen, sie rechts und links
zu umarmen und zu küssen, so wie mit dem traulichen
„Du" sofort in meine alten Rechte zu treten. Als
mir nun eine große, magere Dame entgegentrat, in
ernsten Farben etwas nonnenhaft gekleidet, die, an

sich ganz hübsch, aber bereits verblüht, den strengen
verdrossenen Zug angenommen hatte, welcher sich so
leicht bei Mädchen einfindet, die nicht rechtzeitig in
den erwünschten Ehestand gelangen: da wurde aus
der Umarmung eine etwas fremde Verbeugung; aus
dem warmen Kuß auf den Mund ein kühler Hand-
kuß, und aus dem „Du" ein „Sie". Das stimmte
allerdings recht schlecht zu den Jugenderinnerungen.
Wenn sie, als die ältere, mich damals auch stets etwas
bemuttert und kommandirt hatte, so waren mir doch
recht viele Augenblicke im Gedächtniß geblieben, in
denen sie mir eine Freundlichkeit gezeigt hatte, welche
von Zärtlichkeit nicht weit entfernt war, und ich war
der Cousine gegenüber in knabenhafter Anbetung.

Wenn der Ohm auch sofort mit einem Scherz
das fremde „Sie" zwischen uns verbannte, so blieb
trotz des „Du" doch eine gewisse Frostigkeit und Herbe
zurück, die nicht wieder schwinden wollte.

Onkel Jan hatte sich nicht im mindesten verändert.
Seine Figur hatte Nichts an ihrer Stattlichkeit und
straffen Haltung verloren; das lebhaft gefärbte
Gesicht mit dem Ausdruck der Entschlossenheit, Klug-
heit und ruhiger Freundlichkeit zeigte kaum ein Fält-
chen mehr, als vor Jahren; noch immer war er sorg-
fältig frisirt und gepudert, und auch in seinem Costüm
hatte er der Revolution nicht die geringste Concession
gemacht. Er trug nach wie vor des Vormittags seinen

Reit- und Jagdanzug, den er Mittags mit Schuh und Strümpfen, gesticktem Rock, Spitzen-Jabots und Manchetten vertauschte.

Nach einem der Qualität wie Quantität nach sehr reichlichen holländischen Frühstück, machte mich der alte Herr mit seinem Hauswesen bekannt. Wir begannen mit Besichtigung seiner Pferde, deren er mehr besaß, als es das Bedürfniß forderte. Ebenso war seine Dienerschaft zahlreich und zeigte vorherrschend alte Leute, deren ich mich aus meinen Kinderjahren noch sehr wohl erinnerte. Es war mir ein sehr angenehmes, heimathliches Gefühl, von ihnen auch sofort wiedererkannt und als Junker Max vertraulich begrüßt zu werden. Unser Rundgang endete mit Besichtigung einer Sammlung von Bildern, welche in den hohen Räumen und lichten Korridoren des Schlosses, ohne alle Rücksicht auf Symmetrie, aber mit der strengsten Beobachtung des rechten Lichts, aufgehängt und theilweise auf Staffeleien aufgestellt waren. Es fehlt dem Schlosse keineswegs an hohen, lichten Fenstern; sie gehn indeß sämmtlich nach den Seiten hin, welche von der Straße abgewendet sind. Onkel Jan schien sehr stolz auf diese Collection, an der schon manche Generation der Goy's gesammelt, welche aber vorzugsweise er mit sehr vielen und höchst werthvollen Originalen vermehrt hat. Mich interessirten nicht blos die Bilder an sich, sondern

auch das, was mir der Ohm von der Art erzählte, wie er dieses und jenes Gemälde erworben hatte. Da ich von Jugend auf Vergnügen am Zeichnen fand, so hatte ich mich so viel über Malerei unterrichtet, als es meine Verhältnisse gestatteten. Was sich an hervorragenden Bildern in den Kirchen und den Edelhöfen zu Münster befand, war mir bekannt. So kam es denn, daß mein Auge nicht ganz ungeübt war und ich einiges Verständniß für die Schönheiten der Bilder hatte, auf welche der alte Herr mich aufmerksam machte. Wir verweilten gar lange in der Gallerie und mußten wiederholt zu Tische gerufen werden, ehe wir uns im Speisesaal einfanden, wo uns Fräulein Agnes mit nicht allzu freundlicher Miene empfing. Das Kunstgespräch wurde bei Tische fortgesetzt, wobei ich bemerkte, daß die Cousine demselben mit Mißmuth zuhörte und der herbe Zug um ihren Mund mehr und mehr hervortrat.

Gleich nach Tische begaben wir uns, da das Wetter sich aufgeklärt hatte, zu Fuß nach Rozenhaag. Wie eine fruchtbare Insel über die öde, unabsehbare Meeresfläche, erhob es sich, ein farbenprächtiges Hügelland, über die düstere Moorebene des Veens. Seine Bäume, Büsche, Gärten, Felder und Wiesen boten in reizenden Gruppirungen den reichen Farbenwechsel der Herbstlandschaften von Grün und Gelb, zu Orange, zu Roth und Violett in tausendfachen Nüancen. Die

hellen Gebäude von Rozenhaag leuchteten hie und da verstohlen aus den dichten Baumgruppen hervor, während die hohen, schlanken Thürme von Enschede keck über deren Wipfel hinwegschauten.

„Meine Frau," erzählte der Onkel unterwegs, „sitzt dort in dem niedlichen Meierhäuschen mit seinen warmen Stübchen allerdings gemüthlicher, als in Diepenbroick, das sie nur die „Froschburg" nennt. Unser Hausarzt, der Vater Deines Freundes Paul van Puyts, behauptete, die arme Frau würde dort ihr Wechselfieber mit seinen Schüttelfrösten ihr Lebelang nicht los. Ich begreife das allerdings nicht. Ich habe eine dickere Flanelljacke angezogen, trinke einen Genevre und ein Paar Tassen Thee mehr, wie ehedem, und blase dem Nebel unverdrossen eine Pfeife Kanaster nach der andern entgegen: damit bleibe ich auf Diepenbroick eben so gesund wie ich es jemals in Ringkastell gewesen bin. Ganz unrecht hat der gute Doktor aber doch wohl nicht gehabt. Meine Gattin war erst kurze Zeit in Rozenhaag, als der bleiche Zittermichel sich ihr auf Nimmerwiedersehn empfahl. Wenn sie jetzt auch noch bisweilen stöhnt und klagt, so geschieht das mehr aus alter Gewohnheit und aus Langerweile, als aus Schmerz und Noth. Seit ihre hübsche Nichte Adelheid von Hohenlandenberg hier ist, geht es denn auch mit der Langweiligkeit besser.

„Mir sind enge Räume, in denen man sich nicht frei bewegen und ergehen kann, im höchsten Grade widerwärtig; ich brauche viel Raum, Luft und Licht, schon der Bilder wegen, und die habe ich in meiner alten Froschburg vollauf. Nicht leicht findet man so mächtige Wandflächen in den Zimmern und auf den Korridoren, an denen die Bilder Platz und eine angemessene Beleuchtung finden. Du hast ja selbst Kunstverständniß genug, um diese Vorzüge würdigen zu können. Du machst darin von meiner ganzen Familie eine höchst lobenswerthe Ausnahme. Du bist nach Deiner trefflichen Mutter geschlagen, welche den regsten Kunstsinn hatte; meine Kinder aber haben von meiner Frau eine wahrhaft barbarische Verachtung der Kunst geerbt. Alle sind über meine Passion aufgebracht; mein Sohn Achill am meisten. Ich betrachte es als einen besondern Fluch des Himmels, daß meine Ansichten und Geschmacksrichtungen mit denen meines einzigen Sohnes so völlig auseinander gehn. Er ist ein Franzosenfreund und wüthender Republikaner, der in Amsterdam mit dem klugschwätzenden Groß-Pensionair Schimmelpennink und dem Großmaul Dändels seine elende Politik treibt. Eine Zeit lang kam er gar nicht mehr hierher; seitdem indeß die Adelheid bei meiner Frau ist, besucht er uns oft genug. Er bringt dann aber seine Zeit im Rozenhaag zu, auf Diepenbroick läßt er sich nicht

sehen. Die wenigen Stunden, in denen wir uns dort sehn, sind für uns Beide nicht sehr erquicklich, da wir niemals derselben Meinung sind und jeder, des Friedens willen, vermeidet, seine Ansicht frei herauszusagen."

Ich fand die Tante und Frau v. Beaumont in einem Paar in einander gehenden, sehr reich ausgestatteten Zimmern, welche, nicht allzu groß, mit kostbaren Möbeln und allerlei Zierlichkeiten so vollgestopft waren, daß man bei jeder Wendung Gefahr lief, mit den Kolletschößen oder dem Pallasch von den Tischen und Tischchen, von den Servanten und Etagèren irgend eine phantastische Spielerei herabzuwedeln. Die Zimmer waren sehr warm und stark parfümirt. Die beiden alten Damen hatten die holländischen Feuerstübchen adoptirt.

Die Tante hatte sich seit meiner Knabenzeit in nichts geändert. Sie war wie immer reich und sorgfältig gekleidet, hoch und sehr künstlich frisirt und stark geschminkt. Ihre Haltung ist zu wenig natürlich, um graziös zu sein, und ihre Bewegungen sind mehr geziert als zierlich. Sie hat die wunderbare Gewohnheit, ohne irgend welchen Grund im Gespräch mit der deutschen und französischen Sprache abzuwechseln. Eben so unmotivirt springt sie aus gefühlvollem Dahinschmachten zu großer Erregtheit über. Von meinen Knabenjahren wußte ich sehr wohl, wie schnell bei

ihr Gunst und Ungnade, Zärtlichkeitsbetheuerungen und Zornesworte auf einander folgen.

„Der Max!" rief sie mir exaltirt entgegen, indem sie aufsprang, mir beide Hände weit entgegenstreckte und mich dann zärtlich umarmte, wobei sie mir die beiden Wangen zum Kusse bot, welche ich, aus Respekt vor der Schminke, nur mit höchster Schonung berührte. „Bist Du es wirklich, mein theurer Neffe!" Hierauf in's Französische übergehend, setzte sie mit halber Stimme und einem Blick zum Himmel hinzu: „O, daß es doch meiner theuern, so früh dahin geschiedenen Schwägerin, der unvergeßlichen Amalie, vergönnt gewesen wäre, ihren Liebling so blühend und stattlich vor sich zu sehn!" Die Tante führte bei dieser Erinnerung an meine Mutter, mit der sie sich ihr lebelang gezankt hatte, ihr Taschentuch zu den Augen. Frau v. Beaumont, eine Dame von staatlichem en bon point, welche sich den Gefühlen der Tante, trotz der starken Sprünge, mit größter Selbstverleugnung stets anzuschließen bemüht ist, nickte bei dieser Anrede in so sympathischer Rührung mit dem Haupte, daß die Masse der Spitzen, Rüschen, Blumen, Federn und Bänder des mächtigen Aufsatzes, der die hohe Frisur schmückte, rauschend durcheinander wogte.

„Wie prächtig ihm das weiße Kollet mit den karmin-sammetnen Rabatten und der reichen Goldstickerei steht, wie vornehm der Orden!" rief sie deutsch

aus. Dann setzte sie mit klagender Stimme französisch hinzu: „Ach, dürfte mein Achill doch auch eine solche Prachtuniform tragen, und schmückte auch ihn solch' ein glänzendes Ehrenzeichen!"

„Für Schneiderfiguren," sagte Ohm Jan phlegmatisch, „wie die unseres Jungen, ist die bummelige englische Modetracht schon die beste. Sie umschloddert die Figur, daß man nicht gewahrt, wie dürrlendig der Kerl ist, der darin steckt, und wie ducknäckig er daherrennt. Der Achill und Orden! Als wenn der süße republikanische Pöbel, dem der Unglücksmensch dient, das ruppige Volk, welches sich „Patrioten" nennt, als wenn diese „Kloekharts" Orden zu vergeben hätten!"

Die Tante seufzte tief und sank während ihres Gemahls Rede mit dem Ausdruck schmerzlicher Resignation seufzend in ihren Sessel zurück, während Frau v. Beaumont's Antlitz den Ausdruck höchster Entrüstung zeigte, und sie ihre Rechte, wie abwehrend, dem Oheim entgegenstreckte.

In diesem Moment öffnete sich die Thür und es traten zwei Damen ein. In der einen erkannte ich sofort Mejufrouw Fränz van Puyts, meine Jugendgespielin. Die andere Dame war der Tante Bruderstochter: Freiin Adelheid v. Hohenlandenberg.

Obgleich die Stadt Münster von jeher durch einen wahren Flor schöner junger Mädchen sich ausgezeichnet

hat und namentlich mit Damen im Typus hoher schlanker Blondinen von zarten Farben und reizender Fülle reich gesegnet ist, so sah ich dennoch niemals eine Schönheit dieser Art, so lieblich und strahlend, welche sich mit Fräulein Adelheid hätte messen können. Ich war, ganz gegen meine Gewohnheit, befangen, fast verlegen, als sie mich mit einer Stimme voll Wohllaut, in einem mir fremd, aber äußerst lieblich klingenden Dialekt, als Vetter begrüßte und mir mit liebenswürdiger Freundlichkeit die Hand reichte. Kaum wagte ich ihr die rosigen Spitzen der schlanken Finger zu küssen. Meine Anrede von Ehre und Vergnügen, die ich unsicher, stockend und, wie ein Schuljunge erröthend, hervorstammelte, würde selbst den Spott des biedern Wilbring hervorgerufen haben, der doch in Blödigkeit, ausgenommen vollen Schüsseln gegenüber, Ungewöhnliches leistet.

Ich stand noch eine ganze Weile wortlos, verloren im Anstaunen der goldnen Locken, der tiefblauen, seelenvollen Augen, des Gesichtes von klassischer Schönheit und dem lieblichsten Ausdruck, und dieser Gestalt von wunderbarem Ebenmaß und von der graziösesten Haltung: ehe ich mich der kleinen runden Fränz zuzuwenden vermochte, auf deren lustigem Gesichtchen sich ein schelmisches Lächeln zeigte.

Das muntere Mädchen brachte mich indeß bald wieder in's Gleichgewicht. Als sie mir von ihrem

Bruder Paul erzählte, der, ein Doctor juris, in Enschede als Stadt-Sekretair angestellt sei und gleichzeitig Rechtspraxis treibe, war ich schon wieder so weit meiner Herr, daß ich ihr meine Freude, ihn bald wiederzusehen, ausdrücken konnte.

Mittlerweile war der Kaffee erschienen. Adelheid hatte das Schenkamt übernommen und gab mir Gelegenheit die natürliche Anmuth ihrer Bewegungen zu bewundern. Sie waren geschwind ohne Hast und bestimmt ohne Härte; auch in Sprache, Geberden und Gang war Adelheid schneller und lebhafter, wie unsere norddeutschen Damen, dabei ohne alle Ziererei und Unnatur.

Am Abend erschien der alte Dr. Puyts und saß bald mit den ältern Herrschaften am Spieltisch, während mir die angenehme Verpflichtung zufiel, die drei jüngeren Damen zu unterhalten. Hierbei verlor ich mein Herz vollends an die schöne Adelheid. Sie gab sich im Gespräch durchaus natürlich. Ihre Auffassung war schnell und scharf; ihr Urtheil klar und bestimmt; ihr Wissen und ihre Geistesbildung erschienen mir bei weitem reicher, als die aller Damen meiner Bekanntschaft. Es machte sich bei ihr ein gewisser poetischer Zug und eine Vorliebe für das Romantische geltend, ohne jedoch nach der Seite des Sentimentalen und Weinerlichen hinzuneigen. Im Gegentheil besaß sie die von Frau v. Staël so geschätzte „douce

moquerie, qui delasse l'esprit et donne à la bienveillance même une façon piquante de s'exprimer (die liebliche Neckerei, welche den Geist erfrischt und selbst beim höchstem Wohlwollen eine pikante Ausdrucksweise zuläßt). Die äußerst materielle und nüchterne Auffassung der Dinge, welcher meine Cousine Agnes und die runde lustige Fränz huldigten, stach dagegen auf das Grellste ab. Agnes wurde im Verlauf des Gesprächs immer stiller und stiller und gab sich schließlich lediglich ihrer Händarbeit in mürrischem Eifer hin, nur dann und wann einen mißtrauisch forschenden Blick auf Adelheid oder mich richtend. Die Fränz blieb heiter und unbefangen und schwatzte frischweg darauf los, sobald sich eine Gelegenheit bot, ihre Meinung abzugeben.

Der Ohm zeigt eine besondere Vorliebe für seine Nichte und Mündel. Ganz gegen seine sonstigen Gewohnheiten hat er für sie eine Menge von Schmeichelnamen und ist von der liebevollen Aufmerksamkeit eines zärtlichen Vaters. Er, der sonst sein Spiel mit großem Ernst betreibt und jede Unaufmerksamkeit der Mitspieler zu moniren pflegt, horchte oftmals auf unser Gespräch und warf bisweilen eine Bemerkung dazwischen, welche zeigte, daß er unserer Unterhaltung schon längere Zeit gefolgt war.

Nach Tisch forderte der Ohm seinen Liebling auf, uns durch Citherspiel und Gesang zu erfreuen. Adel-

heid kam dem Wunsche sofort nach und entwickelte eine Virtuosität auf ihrem Instrument, so wie einen Wohllaut der Stimme und eine Innigkeit des Vortrags, die mich entzückten.

Als der Oheim, Agnes und ich am späten Abend in hellem Mondenschein heimgingen, sprach ich meine Bewunderung für Adelheid mit großer Lebhaftigkeit aus.

„Vetter Max," sagte Ohm Jan, nachdem er meine Schwärmereien lange Zeit hindurch, ohne mich zu unterbrechen, angehört hatte, „Dein Geschmack ist gut. Aber verliebe Dich um des Himmelswillen nicht in das prächtige Mädchen. Sie ist nicht für Dich bestimmt. Ich, als Euer Beider Vormund kenne Eure Verhältnisse am besten. Du hast wenig und das herrliche Kind hat gar nichts; wohl aber würdet Ihr manche Forderung an das Leben stellen, die nur ein voller Beutel zu lösen vermag."

„Ueberdem," setzte Cousine Agnes kurz und in einem übellaunigen, wegwerfenden Ton hinzu, „ist sie mit Achill so gut wie verlobt und da wird denn der Herr Ober-Lieutenant wohl thun, seine Bewunderung zu mäßigen."

„Sachte, sachte! Agnes," warf der Ohm ein, „mit der Verlobung hat es noch weite Wege. Wenn es sich um's Verloben und Heirathen handelt, dann sind die Weiber allemal im Durchgehn und rennen dem

wahren Hergang der Dinge immer um ein Paar Pferdelängen voraus. Ja, ja! Achill und Adelheid sind halb einig! Er will sie! Daß sie ihn aber will, davon habe ich meiner Seele bisher noch nicht das Mindeste verspürt. Du, die Mutter und ihr Echo, die alte Beaumont, sind dessen ganz sicher. Ich habe aber nicht gesehn, daß Adelheid sich über Achill's Courmacherei, über seine Briefe und Geschenke jemals gefreut hätte, noch weniger aber, daß sie ihm irgend wie entgegengekommen wäre. Zwingen kann man doch das arme Ding nicht, das so völlig verlassen in der Welt steht!"

„Eben weil sie so arm und verlassen ist, wäre es eine ungeheure Dummheit, wollte sie eine so brillante Partie abweisen. Ja, eine reiche Erbtochter, die hat das Aussuchen! Aber so einem pauvren Dinge, das nicht einmal eine Aussteuer hat, dem sollte man nicht gestatten, wählerisch zu sein. Trotz dem hübschen Lärvchen, dem flinken Mäulchen und der trillernden Kehle bleibt sie den Verwandten auf dem Halse. Wenn sie nicht bei uns wäre," fuhr die Cousine mit steigendem Eifer und in ihrem Redeton schärfer und schneller werdend fort, „wohin sollte sie wohl? Etwa zu ihrem Herrn Bruder, dem Hofkavalier, der selbst nichts hat als Schulden und die Brodkrümlein, die von seines fürstlichen Herrn Tische fallen? Auf wen, um des Himmels Willen, wartet denn das zierige Ding! In dieses öde, unheimliche

Moorland verläuft sich kein Epouseur, um uns verwunschene Prinzessinnen zu erlösen. Der Herr Papa aber braucht sein Geld, um die Wände der Froschburg mit Bildern zu tapeziren, und so bleiben wir, der Welt fern, im lieblichen Amts-Veen sitzen. Will die schöne Adelheid auf ihre Stiftsstelle warten? Die Dämchen im armen Stift zu Flasheim leben mäßig und sind von trefflicher Gesundheit. Fräulein von Hohenlandenberg wackelt mit dem Kopfe, ehe sie sich das Stiftskreuz an die Schulter steckt!"

„Schnacke nicht so tolles Zeug, Agnes!" sagte der Onkel verdrießlich, „Bedenke, daß Adelheid mein Mündel und Deiner Mutter nächste Verwandte ist. Sie hat allen Anspruch auf unsere Hülfe und unsern Schutz, und die sollen ihr in vollem Maße werden, so lange meine Augen aufstehn. Mag sie den Achill nicht, so nimmt mich das nicht Wunder, wiewohl der Bursche mein eigner Sohn ist. Je wehrloser das arme Geschöpf ist, je ärmer, verlassener, je mehr auf unsere Hülfe angewiesen, um so elender und ehrloser würde es sein, wollten wir sie zu einer Heirath zwingen, welche ihr verhaßt ist!"

Agnes wurde durch diese Entgegnung sichtlich gereizt. Sie warf das Kopftuch, welches sie gegen die vom Veen aufsteigenden Nebel trug, mit einer ungeduldigen Geberde zurück und entgegnete dem Vater in einem giftig-keifendem Ton:

„Wenn man Dich hört, Papa, so sollte man glauben, Du wärst in das süddeutsche Wunderäffchen, das Dir so liebsam um den Bart geht und mit allen Männern kokettirt, selbst noch verliebt. Hört man Dich dagegen von Achill reden, so glaubt man, dieser kluge, elegante Mann, der in den ersten Zirkeln Amsterdam's eine hervorragende Rolle spielt, sei eine Art Vogelscheuche, „een Vinkenverschrikker," wie die Holländer sagen, der platterdings unfähig sei, sich die Zuneigung eines verständigen Mädchens zu erwerben. Es geht indeß das Urtheil der Männer und Damen über Männerschönheit und Liebenswürdigkeit, wie bekannt, weit auseinander. Wir messen die Schönheit nicht nach Länge und Gewicht; uns erscheint keineswegs die steife Haltung des preußischen Grenadiers als die anmuthigste; die braunrothen Pausbacken der Bauerlümmel und Haideläufer, die massigen Glieder der Fleischer und Brauknechte und die Manieren, welche an den Pferdestall und den Hundezwinger erinnern, machen nicht auf alle Damen einen überwältigenden Eindruck. Glaube nur, Papa, Dein Sohn mit dem bleichen, geistreichen Gesicht, mit der schlanken Figur und der elegant nachläßigen Haltung gefällt, ganz von seinen geistigen Fähigkeiten abgesehn, den Damen mehr, als mancher hühnenhafte Gesell, der bei den Männern für eine Schönheit gilt!"

Der Oheim brummte so etwas, wie „dummer

Weiberschnack!" in den Bart, zog den Kragen seines Radmantels in die Höhe und hüllte sich schweigend in gewaltige Rauchwolken, welche er der kurzen Thonpfeife mit um so größerer Energie entlockte, als er sich in den Wohnräumen der Tante dieses Genusses enthalten hatte.

Es wurde mir aus diesem Zwiegespräche klar, daß Ohm Jan in seiner Familie keineswegs unangefochten die Herrschaft führte; auch erschien mir Agnes bei weitem streitbarer und mächtiger, als ich es bisher geglaubt hatte. Ich erkannte es als einen Fehler, daß ich mich von Anfang an nicht mehr um ihre Gunst bemüht und sie den Abend vernachläßigt hatte. Ich sah zu spät ein, daß ich mir in ihr eine giftige Gegnerin erweckt hatte. Die sehr kühle Art, mit welcher mir die Dame: „Gute Nacht!" bot und mir zwei Finger zögernd entgegenstreckte, bestätigten dieses.

Kaum hatten wir uns indessen getrennt, so hatte ich auch ihr verdrossenes Gesicht vergessen und die lieblichen, schönheitleuchtenden Züge Adelheids traten mir vor die Seele. Mit den Gedanken an das herrliche Mädchen schlief ich ein. Die ganze Nacht über beglückte sie meine Träume, und in der süßen Erinnerung an sie erwachte ich.

Ungeachtet des gewaltigen Kaminfeuers war das weite Zimmer, worin ich einquartiert war, bitter kalt.

Mit Mühe gelang es mir mit Hülfe meines biedern Burschen, meine Frisur mit den klammen Fingern ordonnanzmäßig herzustellen.

Kaum war ich mit meinem Anzuge fertig, als Ohm Jan gestiefelt und gespornt bei mir eintrat. Er trug Seitenlocken und Haarbeutel und sah in seinem Reitcostüm von grauem Sammt mit schmalen Silberborten höchst stattlich aus.

„Gleich nach dem Frühstück," sagte er nach freundlicher Begrüßung, „werden wir nach Enschede reiten, um unsere Vormundschaftsangelegenheiten zu ordnen. Wenn wir nicht frühzeitig ankommen, so laufen wir Gefahr, meinen alten „Notariß," den Dr. Grootenhuys, schon angetrunken und dann in der unbequemen Laune zu finden, die Geschäfte selbst erledigen zu wollen. Frühmorgens ist er in einem Schwächezustand, in welchem er die Arbeit lediglich seinem Substituten, Deinem alten Freunde Paul van Puyts, überläßt; Nachmittags ist er wiederum wegen Trunkenheit geschäftsunfähig. Paul ist von großer Arbeitskraft und ein sehr gewandter Geschäftsmann; ein Jeder freut sich, wenn er mit ihm, statt mit dem dicken, konfusen Prinzipal seine Geschäfte abmachen kann. Schon seit längerer Zeit habe ich Paul gebeten unsere Abrechnungen zu ordnen. Gestern habe ich ihm wissen lassen, daß wir heute früh kommen werden. Sicher finden wir Alles bestens vorbereitet."

Wir begaben uns darauf in das Wohnzimmer, wo Cousine Agnes uns sehr kühl empfing, und, sichtlich übelgelaunt, höchst schweigsam am Frühstückstisch die Honneurs machte. Wir hielten uns dabei nicht lange auf und beeilten uns, die Pferde zu besteigen, welche auf dem Hofe schon ungeduldig das Pflaster stampften. Der alte Herr ritt einen mächtigen friesischen Rapphengst, der schwer, jedoch sorgfältig gearbeitet und trefflich zusammengestellt, unter dem schulgerechten Reiter in stolzer Haltung mit hoher Aktion daherschritt. Als wir, mit den beiden Reitknechten hinter uns, gar stattlich über den Hof von Rozenhaag ritten, waren alle Fenster des Wohnhauses noch verhängt, mit Ausnahme zweier zur ebenen Erde auf dem rechten Flügel, dem Garten zunächst; dort zeigte sich Adelheids rosiges Köpfchen. Natürlich mußte mein braver Mecklenburger meinen respektvollen Gruß mit ein Paar Courbetten begleiten, welche indeß nicht sehr kunstgerecht, wenn gleich kräftig und, für die Augen eines Laien in der Reitkunst, imponirend genug ausfielen, jedoch von unserm Oberstallmeister v. Weirotter zweifelsohne für ein Paar rohe Lançaden angesprochen worden wären.

„Nicht übel, mein Junge!“ sagte der minder scharf kritisirende Ohm, „aber zu wild. Dein Brauner hätte bei der Erhebung mehr Hankenbiegung haben müssen und die Hinterhand hätte in diesem Momente

stärker untergeschoben sein sollen: dann würde der brave Wallach auch, statt zuerst mit den Vorderbeinen zur Erde zu kommen, seine Stütze beim Fußen auf den Hinterbeinen gefunden haben. Immerhin aber waren es ein Paar prächtige Säße, welche der Adelheid ganz gut mögen gefallen haben. Was für ein sauer Gesicht aber würde Agnes Dir gemacht haben, hätte sie Deinen Morgengruß gesehn; das von heute früh wäre reiner Zucker dagegen gewesen.“

Der dicke Dr. Grootenhuys empfing uns auf der Freitreppe seines stattlichen Wohnhauses, begleitet von seinem Alter ego, von Paul van Puyts, der nahezu unverändert, klein, dünn und beweglich, seine krausen blonden Haare ungefesselt um das feine intelligente Gesicht wehen ließ und so lustig, listig und unternehmend aus den lichtgrauen klaren Augen sah, wie je zuvor. Auch seine Sprache war noch immer so schnell, hell und fließend und von so lebhaftem, ausdrucksvollem Mienenspiel und Gesten begleitet, wie vordem. Von einem richtigen Holländer hatte er gar nichts in seinem Wesen. Natürlich sprang ich, hocherfreut, den braven Burschen wiederzusehn, sofort aus dem Sattel und schloß ihn zärtlich in meine Arme.

„Vom Vater und der Fränz hörte ich schon, was Du für ein stattlicher Kavalier geworden bist,“ sagte er, indem er mich zärtlich küßte. „Jetzt sehe

ich aber auch, daß Du noch immer mein lieber, braver Bursche bist und das macht mich glücklich!"

Er wandte sich sodann ehrerbietig grüßend zum Oheim, der ihm die Hand schüttelte und freundlich auf die Schulter klopfte, und sagte: „Da die Geschäfte bis zur Mittagszeit dauern werden und Dr. Grootenhuys Junggeselle ist, so hat mich mein Vater beauftragt, die Herren zum Mittagessen zu bitten."

„Was wir dankbar annehmen!" entgegnete Ohm Jan.

Wenn die Wirthschaft des dicken Notars auch nicht auf Essen eingerichtet sein mochte, so erwies sie sich desto besser auf Trinken zugeschnitten. Vom Moment an, in dem wir in das Zimmer traten, bis zu dem, in welchem wir es verließen, war der dicke Mann unabläßig bemüht, uns den Reichthum seines Kellers vorzuführen. Wir mußten bekennen, daß derselbe herrlich fournirt sei und namentlich im Bereich alter Rheinweine das Trefflichste biete. Zwischen Stube und Keller in vielmaliger Pilgerschaft widmete der Notaris den Rest der Zeit tiefsinnigen und gründlichen Auseinandersetzungen über Blume, Bouquet, Firne, Geist, Milde, Würze, Fülle, Schwere und Feinheit der verschiedenen Hochgewächse und Jahrgänge bei praktischer Beweisführung, und überließ seinem Substituten die Abwickelung des Geschäfts. Dieser ging in den wohlgeordneten Vormundschafts-

akten einen Posten und einen Belag nach dem andern mit mir durch. Sodann erfolgte die Aufzählung der Gelder, welche in zinstragenden Papieren angelegt waren. Eine Note von achthundert Pfund Sterling auf die Bank von England machte uns das Zählen leicht. Die andern Papiere zusammengenommen repräsentirten kaum den vierten Theil des Werthes dieses „appelje voor den dorst," wie Dr. Grootenhuys sich ausdrückte, indem er mir ein „knijpoogje" zuwarf.

Mit großem Dank ertheilte ich meinem Oheim die Decharge über die geführte Vormundschaft, und bat ihn dringend, auch ferner die Verwaltung meines kleinen Vermögens fortführen zu wollen, worin er freundlichst einwilligte.

Im Hause des Dr. van Puyts fanden wir ein treffliches Mittagsmahl, das mir um so köstlicher erschien, als Fränz ihre Freundin Adelheid dazu eingeladen und ich das Glück hatte, neben meiner schönen Cousine zu sitzen. Ich widmete ihr meine Aufmerksamkeit mit zu großer Beflissenheit, als daß es meinem schlauen Freunde hätte entgehen können. Ich war glücklich über die freundliche Art, mit welcher Adelheid meine Huldigungen aufnahm. Viel früher indeß, als es mir billig erschien, erhoben sich die Damen, welche versprochen hatten, zur Kaffeestunde in Rozenhaag zu erscheinen.

Die drei alten Herrn saßen, in Gespräche über Familiengeschichten vertieft, noch fest bei Tisch, Flasche auf Flasche und Pfeife um Pfeife leerend. Sie bekümmerten sich so wenig um uns junges Volk, daß sie sicher nicht einmal gewahr wurden, daß wir die Tafel verließen, um uns auf dem Zimmer meines Freundes in aller Ruhe und Gemüthlichkeit gegen einander auszusprechen. Das geschah denn meinerseits mit größter Aufrichtigkeit, da das Sprüchwort: „in vino veritas — Viel Wahrheit imb Weinfaß" sich bei mir volle Geltung verschaffte.

In kürzester Zeit hatte ich meinen Freund zum Vertrauten meiner tollen Leidenschaft zu Fräulein Adelheid gemacht.

Er war darüber sehr ernst geworden. Nachdem er einige Mal im Zimmer hin- und hergegangen war, blieb er vor mir, der ich langaus auf dem Canapé lag, stehn und machte mir folgende Auseinandersetzung:

„Mein alter Junge, das ist eine traurige Geschichte, die ich um so mehr beklage, als es mir scheint, daß Fräulein Adelheid auch Dir nicht abgeneigt ist. Dein Vetter Achill wendet indeß schon längere Zeit Alles auf, um das schöne und geistreiche Mädchen für sich zu gewinnen. Wiewohl er weiß, daß sie ihn nicht mag, so giebt er sich doch den Anschein, als habe er nicht die leiseste Ahnung davon, und weiß diese Rolle mit großer Gewandtheit durch-

zuführen. Du, lieber Max, kennst ja diesen hochmüthigen, ehrgeizigen, gleißenden und lügenhaften Burschen so gut wie ich. Diese Eigenschaften, welche schon so deutlich bei ihm hervortraten, als er noch Schüler im Kollegium zu Münster war, entwickelten sich in Leyden, wo wir gleichzeitig Jura und Staatswissenschaften studirten, in üppigster Fülle. Der leidenschaftliche Kampf der politischen Parteien war die richtige Stimulanz, um Achill's böse Triebe mächtig emporschießen zu lassen. Die Hechte in unserm heimathlichen Karpfenteiche waren die „Patrioten." Seit diese herrschend geworden, folgen wir unglücklichen Niederländer Tritt um Tritt den tollgewordnen Franzosen. Wenn sich die politischen Kämpfe und Krämpfe unserer Nachbaren noch theilweise durch die Nothwendigkeit entschuldigen lassen, schmähliche Unterdrückung und finanziellen Ruin abzuweisen, so liegt für uns nichts vor, womit wir die Parteikämpfe und die Gewaltsamkeiten rechtfertigen könnten. Trotzdem haben wir, vielfach in kleinlicher und abgeschmackter Nachahmung, die verschiedenen Phasen der französischen Revolution mit durchgemacht. Diese Parteibildungen, Wandelungen und Kämpfe waren für Achill das Fahrwasser. Er warf den Aristokraten, und mit ihm den Namen Baron van Leuwaarden, von sich und stürzte sich, als Bürger Achill Goy, kopfüber in die hochaufschäumenden Fluthen der

Revolution. Er spielte auf der Universität den wüthendsten rothen Republikaner, und stand unter den Studenten bald an der Spitze der eifrigsten Franzosenfreunde und der grimmigsten Feinde des Hauses Oranien, das einst der Niederlande Ruhm und Freiheit begründete.

„Meine Stellung zu Achill war niemals eine intime gewesen. Da ich mich von allem politischen Treiben zurück hielt, waren wir nicht gerade Gegner, doch standen wir uns fern und fremd. Es ist nicht zu läugnen, daß Achill geistig reich begabt ist und daß er in Leyden, trotz seiner politischen Extravaganzen, eifrig bemüht war sich fortzubilden; somit verließ er die Universität nicht ohne tüchtige Kenntnisse. Als er sich in Amsterdam zum Staatsdienste meldete, war seine Partei die allmächtige. Achill hatte schon als Student Lärm genug gemacht, so daß sein Name bei den Fraktionsgenossen kein unbekannter war. Wie sehr seine rothen Freunde sich auch das Ansehn gaben, vornehme Geburt, eine unabhängige Lebensstellung und ein wohlfundirtes Vermögen zu verachten, so hoch schätzen sie diese Vorzüge in Wirklichkeit. Man sieht sie heute, wie damals, eifrig bemüht, die Gunst derer zu erwerben, welche sie besitzen, und stets bereit, die Einflußreichen zu berücksichtigen. So ist denn Achill mit offenen Armen aufgenommen und so schnell befördert worden, daß er jetzt schon als Rath

im Ministerium der Kolonien fungirt. Leider ist der unglücklichen batavischen Republik, die als Bundesgenossin Frankreichs gegen ganz Europa im Kampfe stand, von ihren vielen überseeischen Besitzungen fast nur Java geblieben. Die Engländer haben uns die andern genommen. Auch mit den ostindischen Kolonien ist der Zusammenhang ein geringer und schwieriger, da wir mit Rußland und England im Kriege stehn und des letzteren Schiffe die Meere beherrschen.

„Wie wenig einflußreich Achill's Stellung auch für den Moment an sich sein mag, so bringt sie ihn doch in die höchsten Kreise und gesellt ihn zu den maßgebenden Persönlichkeiten.

„Sein Vater ist mit den Bahnen, die Achill eingeschlagen, gewiß wenig einverstanden. Wie sehr der alte Herr als lebenskluger Mann auch bemüht ist, sich dem Publikum als politisch indifferent darzustellen, so habe ich doch Veranlassung, ihn für einen dem Hause Oranien von ganzem Herzen zugethanen Aristokraten zu halten. Um den Schein der Unparteilichkeit zu bewahren, darf er den Bestrebungen des Sohnes nicht offen entgegentreten, wie tief er sich durch dieselben auch verletzt fühlen mag. Mir erscheint es indeß als zweifellos, daß die Politik dem Baron Jan den Rest von Zuneigung für seinen Sohn, der ihm wohl nie sympathisch war, aus dem Herzen gerissen hat."

„Liebt Achill," warf ich ungeduldig werdend ein, „seine Cousine denn wirklich mit solch' nachhaltiger Leidenschaft, daß er, trotz ihrer zur Schau getragenen Abneigung, nicht abläßt sich um sie zu bewerben? Sollte ein Mann von seiner Selbstsucht, von seinem Ehrgeiz und seiner frivolen Lebensweise einer so innigen und ausdauernden Liebe fähig sein, einer Liebe, die Jahre lang ausharrt und dient, um den ersehnten Gegenstand zu erringen?"

„Ich habe mir dieselbe Frage auch schon vorgelegt," erwiederte mein Freund, „und bin zu der Ansicht gekommen, daß Achill allerdings in das reizende Mädchen verliebt ist, daß er indeß, einer reinen, beharrlichen und opferfreudigen Liebe unfähig, sie längst aufgegeben hätte, wenn er von einer Verbindung mit Adelheid sich nicht besondere Vortheile für seine Lebensstellung verspräche. Eine so vornehme, wunderbar schöne, talentvolle und hochgebildete Gemahlin — welch' treffliche Staffel ist sie nicht zum Emporsteigen! Welch' ein Relief würde Achill Goy gewinnen, wenn in seinem Salon die Häupter der Partei sich versammelten! Aber nicht diesen Vortheil allein mag er von einer Verbindung mit Adelheid erwarten. Achill weiß, wie wenig der Vater ihn liebt, wie sehr er dagegen seine Nichte schätzt. Er rechnet mit Bestimmtheit darauf, daß der alte Herr, der Schwiegertochter zu Liebe, die Hand auf das Freigebigste öffnen wird, die er dem

widerwärtigen Sohn gegenüber so fest geschlossen hält. Findest Du nicht darin ausreichende Gründe für die Beharrlichkeit Achill's?"

„Und glaubst Du, Paul, daß diese Beharrlichkeit ihn schließlich zum Ziele führen, daß dieser elende Bursche das herrliche Mädchen erringen wird?"

„Das glaube ich nimmer," sagte Paul. „Ich weiß durch meine Schwester, daß Achill der Adelheid vom ersten Moment an, und je näher sie ihn kennen gelernt, um so mehr mißfallen hat. Sie durchschaut ihn trotz der Maske treuer Liebe, die er geschickt und beharrlich genug vorzunehmen weiß und trotz des gleißenden Gewandes der Begeisterung für alles Edle und Schöne, worein er sich ihr gegenüber hüllt. Achill hat freilich an Mutter und Schwester, so wie an Frau v. Beaumont, treue Helferinnen, die um so wirksamer sind, als Adelheid mit ihnen leben muß. Ueber ihre Familie weiß ich nahezu nichts; es schwebt ein gewisses Dunkel darüber. Nur von einem Bruder ist bisweilen die Rede, der ein armer Hofkavalier sein soll. Die Verbindung der Schwester mit dem zukünftigen Majoratsherrn wird diesem Bruder zweifelsohne als sehr wünschenswerth erscheinen. So hat denn die schöne Adelheid nächst ihrem hellen Verstand, ihrem heiteren Sinn und tapferen Herzen keine anderen Bundesgenossen als meine Schwester Fränz und den Ohm. An Fränz hat sie eine

treue Freundin, der gegenüber sie das Herz ausschütten kann, und an Baron Jan einen sichern Schutz gegen Härte und ungebührlichen Zwang. Gegen die peinigenden Bewerbungen Achill's und gegen die tausend kleinen Verletzungen giftiger Weiberzungen, wer aber schützt sie da!"

„Und welche Haltung nimmt Adelheid ihrem Vetter gegenüber an?" fragte ich weiter.

„Lange Zeit," erzählte Paul, „spielte sie die völlig Unbefangene und nahm seine Aufmerksamkeiten und Schmeicheleien, wie wir Holländer sagen „voor even veel" d. h. völlig unbefangen, als Artigkeiten eines galanten Vetters, hin, ohne ihn jedoch in irgend welcher Art zu ermuthigen. Er steigerte indeß allmählich seine Bewerbungen. Als er ihr von seiner zarten Liebe vorzuschwärmen begann, verhöhnte sie ihn und überschüttete ihn mit kühlender Prosa. Da ist er endlich mit einem ernsten, förmlichen Heirathsantrag hervorgetreten, dem gegenüber weder Mißverstehen, noch Hinwegscherzen ein Auskunftsmittel bot. Sie hat darauf denn auch ernst, kurz und unverhohlen geantwortet und ihm mit klaren Worten gesagt, daß sie nur einem Manne die Hand reichen werde, der ihr Herz gewonnen habe. Der Herr Vetter aber habe ihr Herz nicht gewonnen, noch werde er es jemals gewinnen.

„Achill hat diese nicht mißzuverstehende Erklärung

als nicht abgegeben betrachtet und sie, wie wir Juristen sagen, ad acta gelegt. Vor, wie nach hat er so viel Zeit, als er in Amsterdam irgend erübrigen konnte, im Rozenhaag zugebracht und seine Bewerbungen eifrig fortgesetzt. Zu diesen gehört eine Correspondenz, welche er, mit Erlaubniß der Mutter, dem armen Mädchen aufgedrungen hat. Bei jeder erfindlichen Veranlassung fügt Achill Geschenke hinzu. Da Achill's Bundesgenossinnen, welche alle Handlungen Adelheid's auf das Genaueste überwachen, nicht leiden, daß sie die Briefe und Geschenke des Vetters zurückschickt, so wirft sie die Briefe unerbrochen und die Packete in der Verpackung, wie sie ankommen, in eine Schublade ihrer Kommode, in der, wie Fränz mir mit großer Heiterkeit versichert, nunmehr schon hohe Haufen von Stylübungen und Präsenten aufgespeichert liegen. Die Damen halten streng darauf, daß Adelheid die Briefe Achill's erwiedert. Diesen Anweisungen kommt das kluge Kind in höchst eigenthümlicher Art nach. Sie rapportirt genau über alle Vorkommnisse in Rozenhaag, die sich indeß meist auf den Küchenzettel der Woche, Krankheitserscheinungen der Mutter, Lectüre der Frau v. Beaumont und der Gewinn- und Verlustliste des abendlichen Spiels reduziren. Alles dieses in völlig geschäftlicher Art, ohne daß sie jemals irgend ein Urtheil, eine Gefühlsäußerung oder eine Bemerkung über ihr eigenes Leben hinzufügt.

„Wie sehr Adelheid auch Alles vermeidet, was zur Annahme berechtigen könnte, daß ihre Abneigung gegen Achill sich gemindert habe; ja Angesichts der bündigsten Proteste, welche sie nicht müde wird zu wiederholen, namentlich so oft vor Fremden auf ein näheres Verhältniß zu Achill hingedeutet wird: drängen die mit Achill verbündeten Damen ihr eine Art Brautstand auf und stellen ihre Hochzeit lediglich als eine Zeitfrage hin. Danach magst Du beurtheilen, wie quallvoll das Leben des schönen Kindes in dieser Weiberhölle ist!

„Willst Du, mein ehrlicher Max, Adelheid's Qualen nun noch dadurch vermehren, daß Du ihr Herz gewinnst, ohne Aussicht, ihr Deine Hand reichen zu können? Sei brav, Max! Reite morgen bei Tagesgrauen von dannen. Hast Du dann das öde Veen hinter Dir und die waldigen Berge erreicht, dann wende Dein Pferd, blicke noch einmal hierher zurück und sage für immer Valet der schönen Adelheid und Deiner Liebe!"

„Ich verspreche es Dir, Paul! Schlaf wohl!"

Am nächsten Morgen verließ ich vor Tagesanbruch Diepenbroick. Ich ließ ein Billet an den Oheim zurück, worin ich demselben kurz und aufrichtig die Ursache meiner Flucht mittheilte. Meinem Reitknecht hatte ich befohlen, die Pferde abzufüttern und mit

denselben um neun Uhr in Nienborg im Gasthofe „zur Post" einzutreffen.

Das Münster'sche Städtchen Nienborg war ehedem eine wichtige Grenzfestung gegen Holland und der Sitz von einigen dreißig adeligen Burgmannsfamilien, denen die Vertheidigung oblag. Die große Zollstraße von Enschede dorthin macht einen weiten Bogen nach Norden um das „große Amts-Veen." Es giebt aber einen bei weitem näheren Weg, welcher den Marsch auf zwei Stunden abkürzt. Er führt, als ein mühsam erbauter Fußweg, von Diepenbroick aus quer über das Veen nach dem Nonnenkloster „Himmelsport" und von dort aus als Fahrweg nach Nienborg. Jener Fußweg ist unter dem Namen „der Prozessionspad" bekannt. Alle Jahre findet auf ihm ein feierlicher Betgang von der Kirche zu Enschede zum Kloster Himmelsport statt. Die Leidensstationen des Erlösers sind den ganzen Weg entlang in einer ganzen Reihe von Passionshäuschen zur Anschauung gebracht und enden mit einem Kalvarienberg unmittelbar vor dem Kloster.

Dicht in meinem Mantel gehüllt und dennoch vor Kälte schauernd, wanderte ich von dickem Nebel umwogt auf diesem Fußpfade dahin. Es war für mich ein wahrer Leidensweg. Tief unglücklich floh ich vor dem schönen Mädchen, zu dem das Herz mich so mächtig hinzieht! Niedergeschlagen und schwer-

müthig kam ich in der Post zu Nienborg an, wo ich, meine Pferde erwartend, frühstückte. Der Postmeister, ein alter Reiteroffizier, welcher lange Zeit beim Regimente „Royal-Allemand“ in französischen Diensten stand, leistete mir Gesellschaft. Er kannte den Oheim sehr wohl und erinnerte sich sogar noch meiner von der Zeit her, in welcher ich meine Vakanzreisen nach Ringkastell mit der Post zu machen pflegte. Der alte Herr war in eine heillose Gefühlsverwirrung gerathen. Er schimpfte auf die königsmörderischen Franzosen und war doch wieder stolz auf den kriegerischen Ruhm seiner ehemaligen Kameraden. Sein lebhaftes Geplauder und das warme Getränk ermunterten mich. Als demnächst die Sonne die Nebel durchbrach und ich in ihren erwärmenden Strahlen auf muthigem Rosse durch die prachtvollen Buchenwälder trabte, wurde mir wieder leicht um's Herz. Der düstere Schleier der Schwermuth, den ich heute morgen auf dem Passionswege glaubte für meine Lebenszeit tragen zu müssen, fiel wie der Nebel schon zu Mittag nieder und machte einer sanften Wehmuth Platz.

Im alten Münster wurde mir am Abend von den Kameraden auch die Wehmuth vertrieben, und am andern Tage heizten mir zu Hamm die Herren Preußen vom Regiment Budberg Infanterie im Stadtkeller bei Unkenbold dergestalt mit altem Rheinwein ein, daß alle Hirngespinste verdampften. Mit schwe-

rem Kopf setzte ich den Tag darauf, nicht eben zu früher Stunde, meine Reise nach Soëst fort.

Nach tausend Flüchen über die Nichtswürdigkeit der Wege, traf ich dort erst gegen Abend ein. Der rothe, klebrige Urbrei, in welchen die Pferde bei jedem Tritt bis an die Fesseln einsanken, die grundlosen Löcher, welche die steinarmen Markaner in halsbrechender Art mit Faschienen nicht bessern, sondern bösern, verdammten uns den ganzen Tag über zum Schrittreiten.

Als ich auf die Hochstraße kam, gewahrte ich schon von Ferne meine beiden Schwestern auf dem Balkon des Scharpenley'schen Hofes, doch sahen sie unverrückt nach der von mir abgewendeten Seite hin. Ich beabsichtigte, mit kavalierem Anstand im Paradegalopp vor das Haus zu sprengen. Mein armer Gaul aber war vom Kneten des verdammten Kleibodens so ermüdet, daß er meine Schenkelhülfen völlig unbeachtet ließ, und selbst den Empfang einer kleinen Sporenmahnung nur durch Schwanzwedeln quittirte. So mußten wir denn schon als müde Wanderer gar bescheiden vor den Damen erscheinen. Schmutzbedeckt hätten wir ohnehin kein schönes Paradestück abgegeben; auch wäre der Freudenschrei der Schwestern, als der Hufschlag ihre Blicke auf uns zog, darum schwerlich lauter und die Eile, mit welcher sie die große Freitreppe herab mir entgegeneilten, wohl nicht größer gewesen.

Ich fand meine älteste Schwester in den wenigen Jahren, seitdem ich sie nicht gesehn hatte, bedeutend gealtert. Der Schmerz über den Verlust ihrer zwei Kinder machte das erklärlich. Meine jüngere Schwester, Fanny, war im Wachsthum ganz zurück geblieben und der Ausdruck des Leidens, den man fast immer auf dem Gesicht Verwachsener gewahrt, war bei ihr gleichfalls hervorgetreten. Es trugen die edlen Züge indeß keineswegs den Ausdruck der Bitterkeit und des Mißmuths, wohl aber den ernsten Nachdenkens und sanfter Resignation. Wie schade, daß dieser schöne Kopf von einem mißgestalteten Körper getragen wird.

„Lieber Max," sagte Eva nach den ersten Begrüßungen, „Du findest uns beide in einiger Aufregung. Mein Mann ist mit seinem Freunde, dem Hauptmann v. Erlenkamp, einem Mecklenburger, der hier in Allem, was Pferde anbetrifft, als Autorität gilt, auf den Exerzierplatz hinausgefahren. Sie haben die neuen Fuchsengländer, welche Gustav gegen die alten Schimmel eingetauscht hat, vor einen Leiterwagen gespannt und wollen ihnen eine Lektion geben. Es sind Senner, von denen, die in der Wildniß aufwachsen. Wenn es schwer geht, werden sie wild und wollen nicht recht ziehn. Neulich, als wir im großen Glaswagen zu einem feierlichen Diner zu Dolffs nach Sassenberg fuhren, hätten sie uns auf ein Haar in den Graben geworfen. Schon seit ein Paar Stunden

sind die Herren fort. Wir sind ängstlich geworden und befürchten, daß etwas vorgefallen sein möchte. Deshalb standen wir, nach ihnen ausschauend, auf dem Balkon."

Damit eilte Eva wieder an das Fenster, während Fanny mich mit einem Schoppen Wein versorgte.

„Da kommen sie endlich!" rief die kleine Frau bald darauf mit freudig geröthetem Gesicht. „Es ist aber doch etwas vorgefallen. Der Wagen fehlt, und unser Johann, der zwischen den Pferden geht, ist ganz lahm. Gott sei Dank, daß sie wieder da sind! Laß Dich nicht sehn, Max! Wir wollen Gustav überraschen!"

Die Ueberraschung war bei meinem dicken phlegmatischen Schwager nicht übermäßig groß, wiewohl er sich meiner Ankunft sichtlich freute.

„Du kommst grade zur rechten Zeit!" sagte er, nachdem er mich dem Baron Erlenkamp, einem Nordlandsrecken von sechs Fuß Höhe, vorgestellt hatte. „Ich bin mit einem Paar Senner behaftet, die nicht ziehn wollen. Heute, wo wir sie zur Vernunft bringen wollten, sind sie vollends toll geworden. Sie haben das Geschirr zerrissen, die Deichsel zerbrochen und dem Kutscher das Schienbein zerschlagen."

Baron Erlenkamp, welcher sich empfehlen wollte, wurde zum Abendessen eingeladen. Wir unterhielten uns trefflich und verweilten bei einem kostbaren Glase Hochheimer bis nach Mitternacht.

Während meines vierzehntägigen Aufenthalts in Soëst lernte ich eine Menge preußischer Offiziere vom Regimente Schenk kennen. Ihre Lebensweise, ihr Anstand, ihre Umgangsformen unter sich und mit Civilpersonen sind von den unserigen und von denen der österreichischen Offiziere wesentlich verschieden. Die Herrn Preußen sind knapper in Worten und Geberden, als jene, ernster und zurückhaltender. Auch haben sie mehr Selbstgefühl uud Corpsgeist, wodurch sie andern Ständen gegenüber hochmüthig und abgeschlossen erscheinen. Während bei den Oesterreichern „Wiener Früchtel mit Geld" von niederm Herkommen in allen Regimentern zu finden sind, und bei uns Bürgerliche auch ohne Geld durch Protektion allwegs Offizierpatente erhalten, werden in Preußen bei der Linien-Infanterie, bei den Cürassieren und Dragonern, nur Edelleute angestellt.

Bürgerliche von Kenntnissen und militairischen Verdiensten werden nur bei den Freibataillonen, den Husaren, der Artillerie und den Ingenieuren zu Offizieren avancirt. Es macht sich bei den Preußen ein gewisser Adelstik geltend. Man legt dagegen weit geringeren Werth auf Geld, von dem auch nicht allzuviel vorhanden zu sein scheint.

Die Handhabung des Dienstes ist ungemein streng und erscheint mir vielfach pedantisch. Ich habe alle Achtung für die Herren Preußen gewonnen, aber ich

kann nicht sagen, daß ich sie angenehm gefunden hätte.

Die Zeit in Soëst ist mir gar schnell dahingegangen. Es war mir ein überaus wohlthuendes Gefühl, Mitglied einer Familie zu sein, in welcher eine so große gegenseitige Zuneigung herrscht. Leider wurde ich indeß gar bald gewahr, daß nicht nur der Tod der Knaben, sondern auch die finanzielle Lage das Glück der Familie trübt. Mein Schwager theilte mir darüber Folgendes mit:

„Mein Familiengut Scharpenley im Sauerlande, mit seiner alten romantischen Burg und seiner herrlichen Jagd, bringt mir nahezu nichts. Die dazu gehörigen Ländereien sind noch auf Jahre hin zu einem Spottpreis verpachtet. Dem Pächter gehört nicht nur das lebende und todte Inventar, sondern er hat uns auch bedeutende Vorschüsse für Reparaturen gemacht. Derselbe Mann hat auch nicht unbedeutende Mühlwerke unter ähnlichen Verhältnissen in Pacht. Ich bin ferner Erb- und Gerichtsherr so wie Kirchen- und Schulpatron zu Bigge. Das aber ist ein armes Gebirgsdorf, von dem die Einkünfte kaum die Kosten jener Würden decken.

„Meine Hauptrevenüen bezog ich bisher aus Kapitalien, welche bereits mein Urgroßvater dem Bremer Rheder- und Handelshause Dether & Comp. anvertraut hatte. Ich bin nach kaufmännischer Ausdrucks-

weise stiller Compagnon dieser Firma. Bis vor einigen Jahren gingen die Geschäfte vortrefflich, so daß ich von meiner Einlage eine sehr ansehnliche Dividende bezog. Seitdem hat das Haus nicht nur ohne Nutzen gearbeitet, sondern Verlust auf Verlust erlitten. Die Rente ist allmählich auf Null herabgesunken und der Chef des Hauses erklärte mir, als ich meine Kapitalien zurückziehen wollte, gradezu, daß eine Kapitalskündigung meinerseits in diesem kritischen Moment den Ruin des Hauses zur unfehlbaren Folge haben und dasselbe zwingen werde, sich zahlungsunfähig zu erklären. Es sei höchst zweifelhaft, ob ich dann von meinem Kapital irgend etwas retten werde. Jetzt gelte es ausharren und abwarten, ob friedliche Verhältnisse den überseeischen Handel und damit die Schifffahrt wieder werden aufblühen lassen.

„Ich habe von meinem seligen Vater außer Scharpenley, dem Bremer Kapital, dem Hof und den Liegenschaften hierorts allerdings noch etwas Kapital geerbt. In den guten Jahren habe ich auch nicht meine ganze Einnahme verbraucht, sondern hie und da einem Freunde oder Nachbar ein Sümmchen auf Hypotheken geborgt. Alle diese Gelder geben indeß nicht annäherungsweise eine Revenue, welche es mir gestattet, in bisheriger Weise fortzuleben. Behalte ich den jetzigen Train bei, gebe ich nicht meine bisherige Geselligkeit auf: so muß ich die goldene

Gans schlachten, die Hypotheken kündigen und vom Kapital leben."

Schwester Eva machte mir über diesen Gegenstand ebenfalls Mittheilung. Sie war erst in neuerer Zeit durch ihren Mann von dem Rückgang ihrer Vermögensverhältnisse unterrichtet worden und hatte sich bei näherem Eingehn in die Lage der Dinge überzeugt, daß Scharpenley in seinen Geschäften weder die nöthige Ordnung hält, noch eine klare Einsicht in dieselben hat.

„Ich glaube," sagte sie im Verlauf des Gesprächs, „daß es nothwendig ist, den hiesigen Hof, mit Allem was dazu gehört, möglichst bald zu verkaufen, und unsern Wohnsitz nach Scharpenley zu verlegen. Gustav ist nicht charakterfest genug, um, hier hausend, den Umgang mit seinen alten Freunden aufzugeben und sich seiner jetzigen Lage gemäß einzuschränken. Er sucht das Verschieben dieser, auch seinerseits als unerläßlich erkannten Maßregel, durch allerlei Einwürfe vor sich selbst zu rechtfertigen. Es ist mir schmerzlich, daß seine Liebe zu mir hierbei als ein Hauptentschuldigungsgrund hervortritt. Er hält mich, die in Wohlleben und Luxus Aufgewachsene, geradezu für unfähig, in der Einsamkeit von Scharpenley und bei dem mangelnden Comfort der dortigen Wohnungsverhältnisse, existiren zu können und meint, das rauhe Klima des Sauerlandes würde mich tödten.

„Ich kann mich der trübsten Bilder für unsere Zukunft nicht erwehren. Ich sehe voraus, daß die Kriege sich endlos hinziehn und wir, von Tag zu Tag auf Frieden hoffend, hier so lange in alter Art fortwirthschaften werden, bis unsere kleinen ausstehenden Kapitalien verzehrt sind. Dann fallirt das Bremer Haus und wir ziehn, den weißen Stab in der Hand, zur alten Burg. Noch ist es Zeit," setzte sie in Thränen ausbrechend hinzu, „noch haben hier die Grundstücke ihren Werth und der Verkauf derselben würde unser Kapital verdoppeln und uns, auch ohne die Bremer Revenüen, eine sorgenfreie, wenn auch sehr bescheidene Existenz auf Scharpenley sichern."

Mir erschienen die Ansichten meiner Schwester so wohl begründet, daß ich mich eifrig bemühte, Gustav für diese energischen Maßregeln zu gewinnen.

„Schwatzt nicht," sagte er abwehrend. „Du, lieber Max, kennst Scharpenley so wenig wie Deine Schwester. Mein liebes Evchen, mein kleines nettes Weibchen, das die Zierde der Gesellschaft ist, soll ihre Talente in jenem Steinklumpen begraben und in einer Wildniß wohnen, in der sich die Füchse: „Gute Nacht!" sagen? Wir wollen uns hier auf das Knappste einrichten, aber unter Menschen bleiben! Damit Du siehst, wie Ernst es mir ist, mich einzuschränken, will ich meine Equipage abschaffen, wie ich denn vorher schon mein Reitpferd geopfert habe. Baron

Erlenkamp findet Gefallen an Deinen Pferden; verkaufe sie ihm! Du sollst dagegen meine Senner, welche Deiner Ansicht nach ohnehin mehr für den Sattel, als zum Zuge passen, um ein Billiges haben."

Diese Geschäfte wurden schnell und sehr zu meinem Vortheil abgemacht. Ich habe die Senner, dazu eine hübsche Couche Dukaten, und für den Winter eine angenehme und lohnende Dressurarbeit heimgebracht.

Ich sitze nun wieder in meinem alten Quartier beim biedern Pfefferküchler Sötebier und werde heute Mittag mit Fräulein Minchen, Finchen und Stinchen lachen und scherzen, als wäre ich niemals im Rozenhaag gewesen und als gäbe es auf der Welt keine Dame von so hoher Schönheit und so der Liebe werth, wie Adelheid v. Hohenlandenberg.

Drittes Kapitel.

Max feiert in Münster Fastnacht. — Er sprengt die Bank, legt sodann Bank und geräth in ein wüstes Rencontre. Ein scharfer Ritt nach Holland.

Enschede, den 19. Februar 1799.

Wie schnell und traurig sich die Lebensstellung eines Menschen umgestalten kann! Wie wenig schwante es mir, als ich am vorigen Montag, am 15. Morgens, mit den Kameraden unter Lachen und Scherzen aus Haltern ritt, daß ich am Dienstag Abends ein fahnenflüchtiger Verbrecher sein würde!

Ich habe mir ja Erlebnisse gewünscht! Erlebnisse, die wichtig genug wären, hier in diesem Buche niedergeschrieben zu werden. Wahrlich, jetzt habe ich deren genug — mehr als genug!

Getreu dem Versprechen, das ich auf der ersten Seite abgegeben habe, will ich in dem Nachfolgenden nur Wahrheit, die reine ungeschminkte Wahrheit berichten; nichts beschönigen, nichts entstellen. Ich will die Thatsachen niederschreiben nach bestem Wissen und Gewissen, als müßte ich Wort für Wort beschwören.

Ich werde mich bemühen, die Begebenheiten, so wie ich sie aufgefaßt habe, mit allen Nebenumständen und mit den kleinsten Details wiederzugeben. Oft geben Dinge, welche an sich höchst unbedeutend erscheinen, wichtige Beweismittel ab, darum will ich sie feststellen, ehe sie mir aus dem Gedächtniß verschwinden.

In meiner lieben Vaterstadt Münster war zur Fastnacht von Alters her viel Lust und Lärm. Auf den Straßen wimmelte es den Tag über von allerlei wundersam verlarvtem Volk. Es zogen die Gewerke und Genossenschaften zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen in abenteuerlichen Vermummungen mit Musikbanden an der Spitze zu den Machthabern des Staates und der Stadt und zu den Vorstehern der Gilden umher, und zeigten, wie der Handwerksbrauch es seit Jahrhunderten geübt, dort ihre Künste und Scherze. Aber auch der höhere Bürgerstand, die Beamten, die Offiziere und der Adel wollten an diesem Tage besondere Lustbarkeiten haben. An der Spitze der Vergnügungen stand seit Jahren der Fastnachtsball im Komödienhause auf dem Roggenmarkt. Es war das einzige Fest im ganzen Jahr, zu welchem sich alle Honoratioren, adelige und bürgerliche, vereinten und, unter dem Schutz der Dominos und der Masken, mit einander in ungezwungenster Heiterkeit verkehrten.

Zu diesem Balle pflegten sämmtliche Offiziere des Reiterregiments (bis auf Einen für jede Garnison) regelmäßig zur Stadt zu kommen. Es war ein alter Brauch, dem auch mein Vater nachgekommen war, daß die Regimentschefs an diesem Tage ihren Offizieren ein Déjeuner-dinatoire gaben. Da der Ball im Komödienhause um sieben Uhr begann, so wurde dieses Frühstück bereits um 11 Uhr servirt. Beide Feste wurden so durch eine ausreichende Zwischenzeit geschieden, die den Herren Offizieren gestattete, zum Balle wieder völlig frisch und tiré à quatre épingles zu erscheinen.

In diesem Jahre sollte mir die Freude versagt sein, dem lustigen Ballfeste beizuwohnen, was mir um so schmerzlicher ankam, als ich gewohnt war, dort jährlich die ganze Schaar meiner Jugendgefährten und Gefährtinnen wiederzusehn. Ein Kommando mit zwanzig Pferden zur Abholung der Rekruten aus dem Niederstift, aus den Aemtern Meppen, Vechte und Cloppenburg, war mir zugefallen. Das Detachement sollte am Fastnachtstage von Münster nach Greven marschiren. Der Regiments-Chef ließ mir indeß durch den Adjutanten mittheilen, daß er mich beim Déjeuner zu sehn erwarte und mir gestatte, erst am Fastnachtsabend in Greven beim Kommando einzutreffen.

Am 15. früh verließ eine stattliche Kavalkade bei

heiterm Wetter in fröhlichster Laune das räucherige Städtchen Haltern. Vier Offiziere und ein Junker, die Reitknechte in Livrée hinter sich (der meinige führte ein hochbepacktes Handpferd), trabten auf dem breiten Sandwege lustig auf Dülmen zu. Unser biederer Escadronchef hütete höchstselbst die Garnison, zur großen Betrübniß der drei „Inchen," welche seit Weihnachten über ihre Costüme zum Fastnachtsball so ganz vergeblich überlegt und debattirt hatten.

In Dülmen wurden wir erwartet; schon am Tage zuvor hatten wir uns beim Gastgeber „zum Schwan" zum Mittagessen und für das Nachtquartier angesagt. Der Chef der dort garnisonirenden Escadron ist der Regiments-Kommandeur. Sie wird vom Stabs-Rittmeister v. Rixdorf, in dessen Stelle, befehligt. Der Kommandeur hat seine Verpflichtung, den Offizieren seiner Escadron den Mittagstisch zu geben, an den Schwanenwirth übertragen, und so ist dort die Wirthstafel zugleich die Offiziertafel, an der es denn an diesem Tage gar lustig und zwanglos herging. Die Brüder Rixdorf hatten sich an derselben betheiligt und traten, nachdem das weiße Tischtuch mit einem grünen vertauscht worden war, als Opferpriester des mächtigen Götzen „Pharo" auf, dem sie einen stattlichen Altar in Form einer Bank aus Rollen von Silber und Gold aufbauten. Der Tag war indeß für die Priester kein erfolgreicher. Namentlich hatte ich, wenn der

Amts-Adjunkt den Banquier machte, wiederum mein altes Glück. Nur selten gelang es ihm, mir eine stark besetzte Karte zu schlagen. Ich wurde mit den guten Erfolgen immer zuversichtlicher und ging schließlich mit unglaublicher Frechheit in's Zeug. Mit dem höchsten gestatteten Satz beginnend, bog ich die Karten bis in's Blaue und transportirte sodann die verschiedenen Parolis, die Six- Sept- und Quinzelevas auf Eine Karte, so daß deren Gewinn allemal ein tüchtiges Häuflein Silber und Gold aus der Bank des Herrn Amts-Adjunkten zu mir herüberzog. Die Verluste der Bank wuchsen dadurch um so mehr, als die andern Pointeurs mein Glück in der Wahl der Karten gewahrten, und, meinem Sterne folgend, mit mir dieselben Karten besetzten. Fiel eine solche Favoritkarte dann auf die rechte Seite, so mußte die Bank nach allen Seiten hin bluten. Während die Mitspieler und Mitgewinner mir zujubelten, warf der kleine grimmige Mann nach jedem solchen Coups mir giftige Blicke zu und mußte sich sichtlich Zwang auflegen, um nicht stachelige Bemerkungen laut werden zu lassen, welche er nunmehr nur wüthend vor sich her murmelte. Die Narbe, welche meine Quart ihm über den Schnabel gezeichnet hatte, leuchtete noch feurig und mochte ihn zur Vorsicht mahnen.

Der Rittmeister übernahm, als die Taille zu Ende war, die herabgekommene Bank. Er arbeitete

mit mehr Glück. Er schlug mir rasch hinter einander mehrere hochbesetzte Karten und ich fühlte, daß mich mein Stern verlassen hatte. Sofort änderte ich meinen Satz und hielt mein Spiel ganz klein und einfach. Dem Herrn Amts-Adjunkten, der seinen Platz verlassen und sich ganz in meine Nähe gesetzt hatte, entging diese Aenderung keineswegs.

„Warum bauen Sie, Herr v. Alst, denn jetzt keine so himmelstürmenden Pyramiden?" fragte er mit einem häßlichen Lachen.

„Ich ruhe mich aus, mein Herr Amts-Adjunkt," antwortete ich ihm gelassen, „um bei voller Kraft zu sein, wenn Sie den Talon wieder in Händen haben. Ich denke alsdann eine Pyramide zu bauen, würdig, Ihren Pharao darunter zu begraben."

„Für heute habe ich Geld genug abgegeben und werde mich damit unterhalten, ihr wunderbares Spiel zu studiren. Es scheint mir, als wären Ihre Kunstbauten nicht immer so ganz solid fundamentirt. Es ist schon mehrfach vorgekommen, daß derartige feine Baumeister eines schönen Tages von ihren Bauwerken erschlagen wurden: hüten Sie sich!" Es hatte sich der kleine giftige Mann, während er diese Rede vollführte, dicht an mich herangedrängt und zischelte mir die Endsätze kaum hörbar in das Ohr. Sein Gesichtsausdruck war dabei so verächtlich und der Ton so schnöde und höhnisch, daß mir dadurch

der beleidigende Sinn seiner Rede womöglich noch klarer wurde, wie durch die Worte, welche schon an sich nicht wohl mißzudeuten waren.

„Was unterstehen Sie sich mir zu sagen, Herr v. Rixdorf?" rief ich aufspringend empört aus. „Ich fordere Sie auf, die schändlichen Worte, welche Sie mir zuzischelten, vor allen diesen Herrn noch einmal laut und deutlich zu wiederholen!"

Das Männlein war zurückgetreten und sprach etwas von „mißverstanden sein," während sein Bruder sich versöhnlich einmischte und mir zurief:

„Ich bitte Sie um des Himmelswillen, Herr v. Alst, hören Sie nicht auf das thörichte Zeug, das mein Bruder in seiner Leidenschaftlichkeit schwatzt. Wir Alle kennen ihn ja ausreichend und wissen, daß er niemals verlieren kann, ohne giftig zu werden."

„Es ist mir unfaßlich, was Herr v. Alst von mir will," erklärte der Amts-Adjunkt. „Ich mache eine gutmüthig-scherzhafte Bemerkung über sein Spiel und der Herr geberdet sich, als ob ich ihm den ärgsten Affront angethan hätte. Da möchte man sich zu ewigem Schweigen verurtheilen!"

Die Kameraden versicherten einstimmig, daß mir mit dieser Erklärung jeder Grund zur Beschwerde abgeschnitten sei. Damit mußte ich mich denn, wohl oder übel, zufrieden geben. Wie gern ich, das Herz voller Bitterkeit, die Gesellschaft verlassen hätte, so

mußte ich, als Gewinner und um nicht als Spielverderber zu erscheinen, bis tief in die Nacht ausharren.

Wir ritten am andern Morgen, durch die Dülmer Kameraden verstärkt, bei Zeiten aus. In Appelhülsen schlossen sich die Offiziere der dort stehenden Escadron an, nachdem wir einen tüchtigen Bügeltrunk gethan. Es war ein stattlicher Zug von Offizieren und Dienern, der in die alte Bischofsstadt einritt. Die maskirte Volksmenge, welche in den Straßen ihr lustiges Wesen trieb, begrüßte uns mit lautem Jubel und gab uns unter allerlei Neckereien und Possen bis zum Prinzipalmarkt, wo wir uns trennten, ein lärmendes Geleit.

Beim Kommandeur empfing ich meine Instruktionen und die für das Kommando nöthigen Gelder. Letztere verpackte ich sorgfältig in das verschließbare Felleisen, das mein Handpferd trug. Sodann setzte ich mich mit dem Sergeanten, welcher das Detachement nach Greven führen sollte, in Verbindung und veranlaßte, daß mein Reitknecht mit den Handpferden sich dem Trupp anschloß. Ich behielt dagegen einen Mann des Kommando's als Ordonnanz zurück, übergab demselben mein Pferd zur Pflege mit dem Befehl, um sechs Uhr Abends sich beritten und zum Abmarsch bereit im „Münster'schen Hofe" mit meinem Pferde an der Hand, einzufinden, um mich demnächst nach Greven zu begleiten. —

In genanntem Gasthofe fand das Dejeuner statt und verlief beim Schmettern der Trompeten und fröhlichen Zusammenklingen der Gläser in heiterster Art. Das Menu war reich; die Zubereitung der Speisen deliciös und die Qualität der Weine entsprach vollkommen dem Rufe des Nölken'schen Kellers, der in ganz Westphalen berühmt ist. Unser General machte nicht nur den aufmerksamen und splendiden Wirth, sondern erfreute Alle durch sein liebenswürdiges und wahrhaft kameradschaftliches Wesen. Der alte, brave Dücker hatte für jeden seiner Gäste ein freundschaftliches Wort. Die Menge der Toaste war groß und jedem geschah die volle Ehre. Als wir uns gegen vier Uhr erhoben, gab es wohl Wenige unter uns, welche nicht die Wirkung der duftenden Rheinweine und der Schaumströme des Champagners empfanden.

Die alten Herren begaben sich nach Hause, um sich durch einen Nicker zum Balle zu erfrischen. Wir jungen Leute dagegen gingen in das Spielzimmer, in dem bereits die Fensterladen geschlossen und die Lichter der Tafel-, Wand- und Kronleuchter erglänzten. Viele unserer Bekannten aus dem Civil und dem Militär, auch den Amts-Adjunkten v. Rixdorf, fanden wir dort bereits vor.

Es dauerte nicht lange, so saß die Gesellschaft am Pharo. Die mächtige, mit grünem Tuch bedeckte

Tafel, welche die Mitte des geräumigen Salons einnahm, hatte für die Menge der Anwesenden, die sich beim Spiel zu betheiligen wünschten, nicht Raum. Es bildete sich hinter den Sitzenden eine zweite Reihe, welche stehend pointirte. Die Gebrüder Rixdorf legten mit einer namhaften Summe Bank. Sie saßen an der Mitte der langen Seite des Tisches mit dem Rücken gegen die Thüre, welche auf den Hausflur führt. Ich hatte ziemlich entfernt von ihnen, an der kurzen Seite des Tisches, noch einen Sitzplatz erwischt.

Das Spiel war von Anbeginn ungewöhnlich animirt und wurde durch die Betheiligung mehrerer Herren vom Münsterländischen Adel, welche vermögend und an hohe Sätze gewöhnt sind, bald recht ernsthaft. Der Amts-Adjunkt, welcher zuerst den Banquier machte, schien seinen Glückstag zu haben und schlug die Pointeurs rechts und links. Nur mir gegenüber erlahmte sein Glück. Von allen Seiten strömte Silber und Gold der Bank zu, nur ich, ich allein, bat mir ein Sümmchen nach dem andern aus. Ich wurde kühner. Das Gefühl der Sicherheit des Gelingens wurde in mir mit jedem glücklichen Zuge bestimmter und entschiedner. Die Summen, welche ich zog, wurden größer und größer und die Bank kam, trotzdem, daß fast alle Andern zahlten, in merkliche Abnahme. Die Haufen Gold und Silber,

welche vor den Nixdorfs lagen, schmolzen sichtlich zusammen, während meine anfänglich so bescheidene Couche mehr und mehr anwuchs. Nach einigen fernern wagehalsigen Coups lag mehr Gold vor mir, als vor ihnen.

Da war es mir, als rief mir eine Stimme zu: „Nun ist es Zeit, Max. Nun frisch d'rauf! Courage mein Junge, geh' auf's Ganze; Dein ist die Bank!"

„Wenn ich Schwarz ziehe, dann will ich es wagen!" sagte ich mir. Ich mischte meinen Pointirtatalon und zog eine Karte. Es war die Pique-Drei.

„Attention!" sagte ich mit möglichster Ruhe, wie wild das Herz auch pochte. „Va banque! auf die Drei!"

Ein lautlose Stille herrschte. Aller Augen waren auf mich gerichtet.

Der Amts-Adjunkt zuckte erschreckt zusammen. Dann warf er einen prüfenden Blick auf die Goldhaufen, welche vor ihm und vor mir lagen und fragte sodann mit unsicherer Stimme: „Gilt es die Bank mit Heraus und Herein, oder wie sie jetzt liegt?"

„Wie sie steht und liegt, Herr v. Nixdorf!"

Nachdem den Pointeurs die gebognen Karten ausbezahlt waren, belief sich die Höhe der Bank auf nahezu zwölfhundert Thaler. Ich hatte inzwischen die vor mir liegenden Gelder gleichfalls durchgezählt. Sie reichten nicht nur hin, um den Gegensatz zu

bestreiten, sondern es blieb mir noch ein hübsches Sümmchen zurück für den Fall, daß die Drei links fiel.

Daran dachte ich indeß keinen Moment. Seit dem Augenblick, in welchem ich das verhängnißvolle Wort ausgesprochen hatte, war ich voller Zuversicht und des Sieges gewiß. Mein Puls schlug so ruhig, als ob ich um Pfeffernüsse spielte. Der Amts-Adjunkt dagegen war in äußerster Aufregung. Aller Augen waren auf dessen zitternde Hände gerichtet.

„Der König verliert," begann er den Abzug mit heiserer, unsicherer Stimme, „und das Aß gewinnt. Der Bube verliert und — die Drei gewinnt!" rief er voll Wuth, indem er die Karten mit solcher Heftigkeit auf den Tisch warf, daß sie weit umherflogen. Mit dem Rücken der Hand stieß er den Goldhaufen, den er soeben verloren hatte, mit dem Ausdruck höhnischer Verachtung, wüthend von sich und auf mich zu, daß die aufgeschichteten Gold- und Silbermünzen klirrend weithin über die Tafel rollten. „Da nehmen Sie, Herr!" rief er dazu mit heiserer, vor Aufregung zitternder Stimme, während seine Augen mir Zornblitze zuschleuderten.

„Was soll das heißen, Caspar!" rief der Stabsrittmeister seinem Bruder zu. „Verzeihen Sie, Herr v. Alst und Sie Alle, meine Herren. Mein Bruder ist seit einiger Zeit unwohl und so nervös, daß er bei

jeder geringfügigen Veranlassung den Kopf verliert. Er möchte sich an Ihnen ein Beispiel nehmen, Herr Ober-Lieutenant! Sie sprengen die Bank mit einer Seelenruhe, als sei das in Haltern Ihre tägliche Beschäftigung!"

So lautlos es bis zum Moment der Entscheidung im Saale gewesen war, so laut wurde es jetzt. Es drängte sich Alles durcheinander; die Einen kondolirten den Gebrüdern Rixdorf, die Andern eilten glückwünschend auf mich zu.

„Eine soche Episode, ein derartiges Glücksduell," sagte Baron Droste-Senden, ein lustiger Stammherr, der bis jetzt noch glücklich den Bemühungen der Mutter, ihm eine Hausfrau zu geben, entronnen ist, „hat momentan viel Spannendes, aber sie stört den Fortgang der Unterhaltung. Sie, Herr v. Alst, haben als Sieger von Rechtswegen die Verpflichtung, dafür Sorge zu tragen, daß wir Andern unter Ihrem Amüsement nicht zu leiden haben und, bis es Zeit wird sich zum Ball zu kleiden, nicht ein Opfer der tödlichsten Langenweile werden. Da den Rixdorf der Athem ausgegangen ist, so ist es, mein Herr von Alst, Ihre Sache, uns eine neue Bank zu legen."

„Alst, Bank legen! Alst, Bank legen!" rief man von allen Seiten.

Wiewohl ich stets eine große Abneigung gegen dieses Geschäft gehabt habe, so glaubte ich, bei der

Störung der Unterhaltung, welche ich faktisch veranlaßt hatte, und bei dem reichen Gewinn, der mir dabei zugeflossen war, dem allgemeinen Wunsche der Gesellschaft mich nicht entziehen zu dürfen.

„Meine Herren!" entgegnete ich, „es ist Ihnen größtentheils bekannt, daß ich ein Kommando übernommen habe, welches bereits zu Mittag von hier nach Greven abmarschirt ist und bei dem ich noch heute Abend eintreffen muß. Um sechs Uhr habe ich meine Pferde hierher bestellt. Unter der Bedingung, daß ich um halb sechs Uhr meine letzte Taille ansagen darf, stehe ich Ihnen zu Dienst."

„Bravo! Angenommen!" erschallte es ringsum.

Ich bestellte beim Oberkellner zwei Spiele neuer Karten und begab mich, begleitet von meinem Freunde Wilbring, inzwischen in das Garderobezimmer, um Roquelaure, Hut, Giberne und Degen aus der Menge dort deponirter, ähnlicher Gegenstände hervorzusuchen und mit in den Salon zu nehmen. Wie zeitraubend dieses Geschäft meist bei einem allgemeinen Aufbruch ist, habe ich durch die Praxis ausreichend erfahren. Ich liebe meine Pferde zu sehr, um sie lange vor der Thür frieren zu lassen.

Degen und Patrontasche legte ich gleich an, warf die andern Sachen auf einen Stuhl zunächst der Thüre und begab mich sodann auf den Platz, welchen vorher schon der Banquier eingenommen hatte. Die

beiden Herren von Rixdorf waren zu diesem Zwecke schon nach beiden Seiten auseinander gerückt, so daß ich zwischen ihnen, der Amts-Adjunkt zu meiner Linken, zu sitzen kam.

Ich legte hundert und fünfzig Louis Bank. Den Rest des Geldes in Louisd'ors und Dukaten steckte ich zu mir mit dem festen Entschluß, ihn für heute keiner Spielchance auszusetzen. Das Spiel begann. Alle seine Regeln wurden von mir auf das Genaueste beobachtet, so auch das Ansagen der untersten Karte des Spieltalons nach dem Abheben und das Marquiren derselben durch Facelegen der gleichen Karte beim zweiten Spiel.

Es hat diese Regel einen doppelten Zweck. Einmal soll den Pointeurs die en bas liegende Karte dadurch in Erinnerung erhalten werden. Trotzdem, daß sie die zwei und fünfzigste, somit eine gerade Karte ist, die beim Abzuge auf die rechte Seite fällt und so für den Pointeur eine Gewinnstkarte sein müßte, wird sie dennoch nicht ausgezahlt. Die zwei und fünfzigste Karte zählt, ähnlich wie die Plijaden, zu den Vortheilen des Banquiers, welcher dadurch stets sechs und zwanzig Gewinnstkarten bei jeder Taille für sich hat, während die Pointeurs deren nur fünf und zwanzig haben.

Es liegt indeß noch ein zweiter, nicht eben schöner Grund für das Marquiren der untersten Karte vor,

der Schutz vor Betrug, worauf sich so viele Spielregeln zurückleiten lassen. Es haben manche falsche Spieler es in der Fingerfertigkeit so weit gebracht, daß sie im Stande sind, durch eine völlig unbemerkbare Handbewegung die oberste Karte des Spieltalons zur untersten zu machen. Diese Manipulation ist unter der Benennung: „Volteschlagen" bekannt. Will der trügerische Bankhalter durch „Volteschlagen" sein Glück korrigiren, so bedarf er dazu Karten, welche er, vermittelst allerlei verborgner Zeichen, meist durch das Gefühl, an der Rückseite zu erkennen vermag. Gewahrt er oben eine Karte, welche ihm nicht paßt, so bringt er sie durch die Volte nach unten. Ist nun aber diejenige Karte, welche beim Beginn des Abzugs die unterste des Spieltalons war, durch Facelegen beim zweiten Talon nachweisbar, so ist der Betrüger bei dem Nichtübereinstimmen beider Karten sofort entlarvt.

Ich hatte als Banquier wenig Glück. Meine Kasse schwand zusehens dahin. Selbst der Amts-Adjunkt brachte die meisten Karten durch. Er war ein zu gewiegter Spieler, um nicht seine Glückschance möglichst auszubeuten, auch mochte sein Haß gegen mich ein scharfer Sporn sein, der ihn zur Kühnheit anstachelte. Er, der Anfangs sehr kaute spielte, steigerte seine Sätze fortwährend und brachte Parolis und Septetlevas durch, die mir viele Louisd'ore

kosteten. Dann ging er zu kühneren Kombinationen über. Seltsamer Weise aber wollte es ihm mit großen Schlägen durchaus nicht glücken. Sobald er durch Transport eine besonders ansehnliche Summe auf Eine Karte zusammengebogen hatte, dann schlug ich sie. Wurde er wieder bescheiden, dann siegte er auf's Neue. So ging sein Spiel lange Zeit hindurch fort. Er gewann fast alle niederigen und auch manche recht ansehnlichen Sätze, doch kein Hauptschlag wollte gelingen. Ich gewahrte, wie durch diese Perfidie des Glücks das Blut des nervösen Männleins allmählich mehr und mehr zu kochen begann, wie seine Athemzüge kürzer, schneller und endlich keuchend, wie seine Bewegungen hastig und krampfhaft wurden, wie seine Hände zitterten, seine Kinnladen kauten, seine Zähne knirschten und er leise Verwünschungen und Flüche hervorsprudelte, die er nicht mehr zu unterdrücken vermochte. Dabei bemerkte ich, wie seine Blicke fortwährend lauernd auf meine Hände gerichtet waren und wie er jede meiner Bewegungen mit Späherblicken überwachte. Unter solchen Umständen konnte mir das Spiel kein Vergnügen machen und ich war froh, als die Zeit soweit abgelaufen war, daß ich die letzte Taille ansagen konnte.

Der Amts-Adjunkt hatte in der vorigen viel Glück gehabt. Er hatte wieder einmal einen Anlauf zu einem großen Coups genommen, so daß er beim

Beschluß der Taille eine Menge bereits gebogener Karten auf den König übertragen und auch diesen schon Paroli gebogen hatte. Wenn der König für ihn schlug, hatte ich eine höchst ansehnliche Summe an ihn zu zahlen. Er bat, die Karte in die nächste Taille mit hinüber nehmen zu dürfen, wogegen ich natürlich nichts einzuwenden hatte. Der Amts-Adjunkt coupirte mir nach regelrechter Mischung eigenhändig das Spiel. Der Zufall wollte, das der Treffle-König en bas zu liegen kam, den ich alsdann, der Regel gemäß, im andern Talon aufsuchte und auflegte. Während dieser Beschäftigung sagte ich zum Amts-Adjunkt mit lauter Stimme:

„Dadurch, daß der König en bas liegt, hat er fünfundzwanzig Prozent der Wahrscheinlichkeit des Gewinnes verloren. Wollen Sie sich nicht lieber jetzt noch diese Karte auszahlen lassen?"

„Sie sind sehr gütig, Herr v. Alst, von Ihnen mag ich indeß nichts geschenkt haben!" sagte das Männlein mit boshaftem Eifer. „Ziehen sie in des Teufels Namen ab, damit sie Ihre Angst für den König los werden!"

„Nicht so viel fürchte ich Ihren König!" entgegnete ich lachend, wobei ich die Karten in übermüthiger Laune ihm entgegenstreckte und dicht vor seinen Ohren, mit dem Daumen am Talon entlang fahrend, die Karten rauschen ließ.

Als ich sodann abzog, erschrak ich selbst über mein Glück. Der König war die oberste Karte!

Kaum aber hatte ich sie zu meiner Linken hingelegt und kaum war das Wort: „Der König verliert!“ über meine Lippen gekommen, so fühlte ich meinen linken Arm und meine linke Hand, die den Talon hielt, heftig erfaßt, mit aller Macht auf den Tisch gepreßt und dort gewaltsam festgehalten. Ich gewahrte, daß der Amts-Adjunkt mit seiner Linken meine Hand, mit seiner Rechten aber meinen Unterarm ergriffen und sich mit dem ganzen Leibe drüber hinweggeworfen hatte. Dabei schrie der Mensch in höchster Wuth mit überschlagender Stimme:

„Reißt der Kanaille die Karten aus den Klauen! Der Schuft betrügt uns; er schlägt die Volte!“

Im nächsten Augenblick hatte meine rechte Hand die schreiende Bestie mit festem Griff in's Genick gefaßt. Ich hob das Männlein hoch empor und schleuderte es dann mit solcher Gewalt nach rückwärts, daß es, den hochlehnigen Stuhl aus Eichenholz mitnehmend, bis gegen die Wand flog und dort krachend mit einem Schmerzensschrei zu Boden stürzte.

Damit war das Signal zum allgemeinen Tumult gegeben. Alles sprang auf und drängte sich lärmend durcheinander. Ich stand nach jener Exekution noch völlig verwirrt auf meinem Platze, als ich Wilbring's Stimme hörte, der, das Getöse überschreiend, aus-

rief: „Achtung, Max; rechts!“ Ich gewahrte, dem Rufe Folge leistend, wie der Stabs-Rittmeister sich mit Gewalt durch die Menge Bahn brach und mit gezücktem Degen auf mich einstürmte. Mir blieb grade noch Zeit, den Pallasch zu ziehn, um einen gewaltigen Hieb, den mein Gegner auf mich führte, zu pariren.

Das Gefecht, welches sich nun entwickelte, war zu wild und wirr, so wie zu rasch in seinem Verlauf, als daß ich Zuverläßiges oder Genaues darüber berichten könnte. So viel vermag ich indeß mit Bestimmtheit zu sagen, daß außer Herrn von Rixdorf und mir auch noch Andere mit der Waffe aneinander waren. Auf der andern Seite der großen Tafel wurde gleichfalls gefochten. Zum wüsten Schreien, Schimpfen und Fluchen gesellte sich das Klirren der Waffen, das Dröhnen der Tritte und Stampfen der Ausfälle, das Klingen der Krystalle des Kronleuchters, der Fenster- und Spiegelgläser und das Klappern der Wandleuchter, welche von den Hieben zertrümmert zu Boden fielen.

In diesem Wirrsal, wüstem Durcheinander und Gedränge war von einem regelrechten Waffengebrauch gar nicht die Rede, zumal viele der Anwesenden eifrig bemüht waren, die Fechtenden auseinander zu halten. Mehrmals, wenn ich auf meinen Gegner eindringen wollte, riß man mich gewaltsam zurück, man fing meine Hiebe und Stöße mit einem Stuhl auf, oder fiel

mir beim Ausfall in den Arm, so daß ich schäumend vor Wuth mit Aufgebot aller meiner Kräfte dennoch nichts auszurichten vermochte. Sicher hätte ich unterliegen müssen, wenn der Stabs-Rittmeister nicht in ähnlicher Weise gehemmt worden wäre und meine Freunde nicht auch seine Streiche parirt hätten. Der lange Wilbring, der sich mit seinen Riesenkräften glücklich bis zu mir durchgearbeitet hatte, war dabei besonders thätig. In der einen Hand den Degen und in der andern einen Stuhl, den er fortwährend nach rückwärts wirbeln ließ, suchte er mir den Rücken frei zu halten und fing manchen Streich meines Gegners ab.

War es mir oder Herrn von Rixdorf für einen Augenblick gelungen uns frei zu ringen, dann stürzten wir wie die Rasenden auf einander zu und wechselten in nächster Nähe die wüthendsten Hiebe und Stöße.

In einem Momente, als wir beide einmal uns los gemacht hatten, fühlte ich „daß eine wüthende steile Quart saß, die ich nach dem Kopf meines Gegners geführt hatte. Ich hörte ihn einen dumpfen Schrei ausstoßen, sah, wie ihm das Blut durch die weißgepuderten Locken über das bleiche Gesicht herabströmte, wie der Degen seiner Hand entfiel und er rückwärts taumelnd, von Kameraden aufgefangen, zusammenbrach. Man schrie durch einander: „Rix-

dorf ist blessirt!“ „Rixdorf stirbt!“ „Schnell einen Arzt herbei!“ Dann wurde es für einen Moment stille, im nächsten rief man: „Fort mit dem Alst!“ „Laßt den Alst heraus!“ „Nein, nein! Die Thüren zu! Niemand darf heraus!“ schallte es von der anderen Seite.

Ich stand, mit der blutigen Klinge in der Hand, wirr und betäubt da und starrte nach dem Stabsrittmeister hin, den man nach einem Sopha hinschleppte. Die Arme und Beine des Verwundeten baumelten schlaff herab und man bemühte sich, ihm Tücher um den Kopf zu legen.

Ich gewahrte sodann den langen Kornet, der, neben mir stehend, mir in's Ohr raunte: „Schnell, schnell, Max! Hier hast Du Deinen Roquelaure, mein Junge! Hier Dein Hut und die Handschuh! Nun fort!“

Erst als ein scharfer Wind mir einen eisigen Spritzregen in das Gesicht warf, kam ich wieder so weit zur Besinnung, daß ich gewahrte, daß ich auf der Treppe vor dem Nölkenschen Hause stand, welche in den Hof herabführt. Statt Wilbring stand der Rittmeister von Papen neben mir, der lange Zeit hindurch Adjutant meines seligen Vaters gewesen ist. Er kennt mich von Kindesbeinen an, und hat mir stets Freundliches erwiesen.

„So steck' doch in Teufels Namen die verdammte

Klinge ein," sagte er mit erregter Stimme, „sie hat, meiner Seele, heute Unheil genug angerichtet." Dann rief er die Ordonnanz herbei, welche man beim Schein einer Stalllaterne mit den Pferden an der Hand am Ende des Hofes unter dem Wetterdach eines Schuppens gewahrte. Während der Reiter phlegmatisch daher kam, flüsterte mir der Rittmeister zu:

„Nun schnell in den Ueberrock, Alst, und zu Pferde, Sporn in die Rippen, mein Junge, und fort zum Ohm Jan nach Holland! Nur rasch fort aus dem Loche, ehe Lärm wird und bevor man die Thore schließt!"

Als ich schon mit einem Fuß im Bügel stand, kam Wilbring athemlos dahergerannt. „Da, Max," flüsterte er mir zu, während er einen schweren Pack Geld, das er in seinen Foulard gewickelt hatte, in meine Satteltasche schob. „Da hast Du Dein Geld. Nun fort über die Grenze, so schnell Dich die Pferdebeine tragen können!"

Wie ein Wahnsinniger sprengte ich den „alten Steinweg" entlang dem Thore zu, ohne mich einen Moment um meine Ordonnanz zu kümmern, welche wohl noch nicht zu Pferde saß, als ich schon ein Paar Menschen überritten hatte und nun in voller Carrière auf der Promenade entlang links um die Stadt dahinfegte. Weit über den Pferdehals gelehnt, hatte ich keinen andern Gedanken, als: „Fort! Fort!" Plötzlich, dicht vor der Brücke am Zwinger,

stutzte mein Senner und prellte so gewaltsam auf die Vorderbeine, daß er mich fast über den Kopf geschleudert hätte. Im nächsten Moment stieg er schnarchend kerzengrade in die Höhe und versuchte sich links herum zu werfen. Es gelang mir kaum dieses zu verhindern, und als ich ihn dann mit wüthenden Spornstichen auf's Neue vorwärts trieb, so drängte er dennoch so heftig links, daß mein Fuß das Brückengeländer streifte. Jetzt erkannte ich die Gegenstände seines Entsetzens. Es waren der sogenannte Paradegalgen und der Infanterist, der neben demselben Schildwacht stand. Der Mond, welcher in diesem Moment durch das Gewölk lugte, warf ein helles Licht auf den Flintenlauf und den Galgen, während die Brücke im Schatten des Zwingers mit dem gewaltigen Rundthurm in tiefer Finsterniß lag.

Der Paradegalgen besteht aus einem dicken hohen Baumstamm, der mit weißangestrichnem Eisenblech beschlagen ist, auf dem die Namen der desertirten Mannschaften, deren man nicht wieder habhaft geworden ist, in langen Kolonnen verzeichnet stehn. In einer Höhe von etwa zehn Fuß gehn vom Stamm des Galgens zwei lange Arme aus. An diese sind die Brustbilder desertirter Offiziree aufgehängt, in Lebensgröße, mit dem Galgenstrick um den Hals, und im Armensünderhemde.

Beim Anblick dieser Bilder fuhr es mir kalt

durch die Glieder. Wie ein Blitz zuckte mir der Gedanke durch das Gehirn: „Das nächste Bild ist Dein's!"

In vollem Rennen ging es weiter um die Promenade. Da sah ich ganz oben im „Buddenthurm," dem Offizierarrest, ein trübes Licht schimmern. „Da wirst Du sitzen, wenn sie Dich erwischen," sagte ich mir, und die Sporen mahnten den Senner zu vermehrter Schnelligkeit. Erst als ich in die Nähe des Neuthors kam, stopfte ich ab, um nicht durch meine Eile der Wache verdächtig zu werden. Dort bat ich den Unteroffizier, welcher mir das Thor öffnete, meine Ordonnanz, welche gleich nachkommen werde, durchzulassen und sie anzuweisen, mir langsam nach Greven zu folgen. —

Als ich das Thor passirt und das Freie erreicht hatte, wurde es mir leichter um das Herz. Mit allen Nebenwegen bekannt, erreichte ich bald die Straße nach Horstmar und ließ nun meinen Senner fest auftreten. Trotz der schlechten Wege kam ich wenig aus dem Trab und Galopp. Ich umritt Horstmar, aus dem mir Lichterglanz schon von Ferne entgegenstrahlte und sich der Fastnachtsjubel, Lärm und Musik, weithin bemerkbar machte. Gegen Mitternacht erreichte ich Nienborg. Mein Pferd war ganz erschöpft, so daß es alles Schenkelgefühl verloren hatte und selbst die Sporen kaum beachtete. Athemlos lag es schwer auf der Faust und sein Gang war unsicher und taumelnd. Mit dem armen Thiere konnte ich nicht weiter.

Ich beschloß deshalb, die Bekanntschaft des Postmeisters zu benutzen, um mir Courierpferde geben zu lassen. Auch dort fand ich noch die ganze Bevölkerung auf den Beinen. Der alte Postmeister saß mit einigen Bekannten noch hinter der dampfenden Punschbowle. Er erinnerte sich meiner sofort von dem Frühstück her, das wir im Herbst zusammen eingenommen hatten. Um dem alten Herrn meinen nächtlichen Ritt an diesem Festtage nicht verdächtig erscheinen zu lassen, schwindelte ich ihm von einer tödtlichen Erkrankung meiner Tante und ihrer Sehnsucht vor, mich vor ihrem Ende noch einmal zu sehn. Ohne Weiteres gewährte er mir Courierpferde nach Diepenbroick und versprach, meinen Senner gut pflegen zu lassen und mir denselben am andern Morgen in aller Frühe nachzuschicken.

Während dem Postgaul mein Sattel aufgelegt wurde — die Satteltaschen mit dem Gelde und meinen Pistolen hatte ich beim Absitzen losgeschnallt und mit in's Haus genommen — stürzte ich einige Gläser heißen Punsch herunter, und galoppirte sodann, den Postillon vorauf, zum Städchen hinaus.

Ich hatte mir unterwegs klar gemacht, daß ich beim Ohm Jan in Diepenbroick meinen Aufenthalt nicht nehmen könne. Diepenbroick liegt in Münsterland, somit war ich dort keineswegs sicher, zumal meine Verwandtschaft mit dem Baron von Leuwaar-

den allgemein bekannt ist, und man gewiß nicht verfehlen wird, mich bei ihm zu suchen. Ich durfte ferner meinem Oheim, dem Vasallen des Hochstifts, nicht zumuthen, einen Deserteur der fürstbischöflichen Truppen in seinem Hause aufzunehmen, und endlich war es mir peinlich, bei Nacht und Nebel das Haus zu allarmiren und als Hülfe suchender Verbrecher vor dem alten Herrn zu erscheinen.

Im holländischen Städtchen Enschede bin ich dagegen vollkommen sicher, da die batavische Republik mit dem Hochstift in keinem Kartelverhältniß steht. Im Gasthof: „Onder de Boompjes“ war ich ausreichend bekannt, um zu jeder Stunde des Tages und der Nacht Aufnahme zu finden, und überdem hatte ich meinen Freund Paul van Puyts zur Hand, der als mächtige Magistratsperson mir Aufnahme und Schutz verschaffen konnte und die geeignete Persönlichkeit war, dem Ohm von meiner traurigen Lage Mittheilung zu machen.

Auf der großen Zollstraße, welche um das „Amts-Veen“ nach Enschede führt, nach diesem Städtchen zu reiten, erschien mir bedenklich. An der batavisch-münsterländischen Grenze ist die Straße durch Barrièren gesperrt. Das Münstersche Zollhaus und das batavische, das Enscheder Heck genannt, stehen sich dort auf fünfzig Schritt gegenüber. Beide sind mit starken Wachen versehn, welche alle Passanten, ehe sie ihre

Schlagbäume heben, einer strengen Steuer- und Paßkontrole unterwerfen. Ohne Paß und ohne jeglichen Ausweis mußte ich verdächtig erscheinen, zumal in der lustigen Fastnacht gewiß nur der auf der Landstraße einherkleppert, den die Noth dazu zwingt. Ich lief somit Gefahr, zurückgewiesen oder gar arretirt zu werden.

Der vorreitende Postillon, ein Mann, welcher die Gegend genau kannte, und grade in dieser Nacht sicher lieber auf der Bierbank, als im Sattel saß, zeigte sich leicht von Begriff. Er war nach einem silbernen Handdruck völlig bereitwillig, statt vier Stunden Wegs mit mir nach Enschede, nur zwei Stunden nach Kloster Himmelport zu reiten. Von dort aus, sagte ich ihm, würde ich auf dem Prozessionsweg zu Fuß nach Diepenbroick gehn.

Am Kloster angelangt, saß ich ab, steckte meine Pistolen in den Degengurt, brachte das Geld aus der Satteltasche im Roquelaure unter und verminderte das Militairische meiner Erscheinung dadurch, daß ich den Federbusch und die Kokarde vom Hut nahm, den Pallasch hoch in den Haken hing und mir den dunklen langen Radmantel umnahm, der bis dahin hinter den Sattel geschnallt war. Der Postillon ritt, meinen Klepper an der Hand, heim und ich setzte mich in Marsch, der mir bei so starker Belastung und bei der Steife meiner Gliedmaßen nach dem forcirten Ritt recht schwer wurde. Erwarteter-

maßen wurde ich am Rande des „Amts-Veen" von einem Münster'schen Grenzjäger angerufen, welcher den „Prozessionspad" besetzt hielt. Nachdem er sich pflichtmäßig überzeugt hatte, daß ich keinerlei Gepäck bei mir führte, ließ er mich vorüber.

Mit welchem Gefühl von Scham und Zerknirschung schleppte ich mich heute, zum Tode ermüdet, durch Nacht und Nebel den Passionsweg entlang! Wie bange schlug das Herz, mochte ich nach Münster zurück, mochte ich an die Zukunft denken! Als ich im Herbst des Weges ging, glaubte ich den tiefsten Seelenschmerz zu empfinden; wie viel unglücklicher fühlte ich mich jetzt!

Diepenbroick lag finster und unheimlich da; nirgend zeigte sich ein Licht. Vor Rozenhaag stellte mich der batavische Douane. Auch er ließ mich ungehindert meines Weges ziehn. Ich schlich mich wie ein Verbrecher über den Hof und wagte nicht nach dem Fenster hinzusehen, an dem die schöne Adelheid damals stand, als ich sie auf courbettirendem Rosse begrüßte.

In Enschede sowohl wie auch im Gasthaus: „Onder de boompjes" fand ich sofort Einlaß. Ich warf eilig die Kleider ab und mich in das Bett.

Die körperliche Ermüdung war zu groß, als daß mir nicht der Schlaf gar bald Vergessenheit der argen Fastnacht von 1799 gebracht hätte.

Viertes Kapitel.

Max „onder de boompjes" zu Enschede. — Wie sich Ohm Jan und Paul van Puyts seiner annehmen und was diese Herren in Münster ausgerichtet haben. — Max zwischen Scylla und Charybdis.

Enschede, den 20. Februar 1799.

Ich erwachte am 17. spät und so wirr, daß geraume Zeit verging, ehe es mir klar wurde, wo ich war und welche traurigen Begebenheiten mich hierher gebracht haben. Die verhängnißvollen Scenen der letzten Tage traten mir Anfangs einzeln ohne Zusammenhang und chronologische Reihenfolge vor die Seele. Erst allmählich vermochte ich mir den Zusammenhang der Begebenheiten klar zu machen und die Consequenzen zu ermessen, welche die nächste Zukunft bringen muß.

Auch dann war ich noch lange Zeit unfähig, mich zu einem bestimmten Entschluß aufzuraffen; ich lag bewegungslos da, über mein herbes Schicksal brütend und über meine Zukunft grübelnd. Endlich, es war schon gegen Mittag, ermannte ich mich so weit, daß ich klingelte und dem Kellner den Auftrag gab, meinen

Freund Paul um seinen Besuch zu bitten. Dieser folgte dem Boten auf dem Fuß und war nicht wenig erstaunt, mich zu dieser Stunde bleich, mit entstellten Zügen, mit verworrener Frisur und ohne Schlafmütze, im Bett zu finden, während meine Garderobe, vom tollen Ritt mit Straßenkoth überzogen, wüst zerstreut am Boden umherlag.

„Max, Max!" rief er lachend mit dem Finger drohend, „Du siehst ja aus „as en bouwer' de kies-pijn heeft!" (wie ein Bauer, der Zahnschmerzen hat), die Fastnacht muß Dir arg mitgespielt haben."

„Das weiß der liebe Herrgott!" entgegnete ich, ihn umarmend, während eine Fluth heißer Thränen mir aus den Augen stürzte. Bruchstückweise und bis zur Unverständlichkeit verworren erzählte ich ihm unter tausend leidenschaftlichen Ausrufen was mir begegnet war.

„Mein armer Max," sagte er mit dem Ausdruck innigster Theilnahme, „Du scheinst in eine recht üble Lage gerathen zu sein. Jedenfalls befindest Du Dich gegenwärtig körperlich, wie geistig, in einer trostlosen Verfassung. Wir wollen zuvörderst den äußern Menschen aufrichten und hier Ordnung schaffen, damit wirst Du auch bald das verlorene Gleichgewicht, Ruhe und Besonnenheit wiederfinden."

Er begann damit Heizung und Frühstück zu bestellen und trug sodann meine Kleider zusammen,

wobei er die Taschen sorgfältig untersuchte und deren Inhalt auf dem Tisch ordnete. Er und ich selbst waren erstaunt über die Menge des Geldes, das allmählich zusammenkam. Mit der Pedanterie eines alten Kassirers sortirte der sonst so lebhafte Paul die Gelder und zählte sie ordnungsmäßig auf. Nachdem er auf einem Zettel den Betrag derselben nach den Münzsorten notirt hatte, füllte er meine Börse mit einigem Gold und Courant und legte den ganzen Rest des Geldes in den Schreibtisch, nach dessen Verschließung er mir den Schlüssel, so wie den Sortenzettel übergab.

„Die Summe ist zu groß, als daß Du sie ungenutzt dürftest liegen lassen," sagte er. „Ich bin gern erbötig sie für Dich anzulegen und sie Deinem Vermögen, das ich im Auftrage des Baron Jan ohnehin verwalte, zuzuschreiben." Natürlich willigte ich mit Freuden ein.

Nach einer Stunde saß ich meinem Freunde gegenüber in der aufgeräumten und gemüthlich erwärmten Stube, wohl rasirt und frisirt, sowie vollständig gekleidet und durch ein tüchtiges Frühstück gestärkt.

Ich hatte meine Fassung auch so weit wiedergewonnen, daß ich im Stande war, meine Leidensgeschichte klar und zusammenhängend mitzutheilen.

Paul unterbrach mich nicht, machte sich indeß eine Menge Notizen und fragte, nachdem ich geendet hatte,

sehr eingehend nach Einzelheiten, welche mir höchst unwichtig erschienen.

„Mein theurer Freund," sagte mir Paul mit sehr ernster Miene, indem er mir zärtlich die Hand drückte, „ich fürchte, daß Du Dir eine herbe Brühe eingerührt hast. Was ich thun kann, Dir das Auflöffeln zu erleichtern, das soll geschehn. Ihr Deutschen sagt: „Wer unterwegs ist, muß fort!" und wir Holländer: „Wy zyn nu eenmal in het schuitje en wy moeten mede" (Wir sind jetzt einmal im Kahn und müssen mit). Ich eile, Deinem Oheim Mittheilung über das Vorgefallene zu machen und mit ihm zu berathen, was sich in der Sache thun läßt. Wolle Gott, daß er daheim und nicht auf seiner Bilderjagd ist. Wir werden einen Mann von seiner Welterfahrung und seinem Einfluß nöthig haben.

„Während meiner Abwesenheit schreibe Deine Erlebnisse der letzten Tage nieder, mit allen Details, deren Du Dich entsinnen kannst. Du mußt Dich indeß dabei lediglich auf Thatsachen einlassen und Dich aller Gefühlsäußerungen und Raisonnements enthalten. Wäge indeß jedes Wort ab und hüte Dich, da zu ergänzen und zu combiniren, wo Dir der Zusammenhang der Begebenheiten fehlt. Glaube mir, Max, es ist äußerst schwer die Wahrheit zu sagen, selbst wenn man gewillt ist, nicht eine Linie rechts und links von derselben abzuweichen. Es gelingt uns selten,

Begebenheiten von raschem Verlauf, bei denen mehrere Menschen gleichzeitig thätig waren, genau darzustellen; wir vermögen nicht aus einander zu halten das, was wir wirklich mit unseren Sinnen wahrgenommen haben, und das, was unser Denkvermögen ergänzend hinzugefügt hat. Jetzt, wo die Begebenheiten Dir noch frisch in der Erinnerung sind, wo weder anhaltendes Grübeln über das Erlebte, noch vielfaches Erzählen die Ursprünglichkeit Deiner Wahrnehmungen verwischt haben, jetzt wird es Dir noch am ehesten glücken, die Wahrheit zu treffen. Du wirst auf das Aeußerste auf Deiner Hut sein müssen, sollen nicht unwillkürliche Unrichtigkeiten Deine Darlegungen entstellen und ihnen damit die Glaubwürdigkeit nehmen. Wenn es für einen völlig Unparteiischen, der mit kaltem Blute zuschaut, schon schwierig ist, wahrheitsgetreu zu berichten, wie unendlich schwerer ist es für den, der zu den Mithandelnden gehörte, der während eines Theils der Aktion um sein Leben kämpfte, der vom Wein erhitzt, durch das Spiel erregt und durch Haß, Zorn und Rachgier zur höchsten Leidenschaftlichkeit getrieben wurde!

„Da diese species-facti zur Begründung eines Antrags auf „freies Geleit," auf den „salvus conductus," wie wir Juristen es nennen, dienen, und sie Anhalte für die Voruntersuchung abgeben sollen, so ist es unerläßlich, daß Du bei der Schilderung der

Hauptbegebenheiten Personen namhaft machst, welche die Wahrheit Deiner Aussage zu bestätigen im Stande sind. Du hast Dich indeß davor zu hüten, mehr Zeugen in Deinem Berichte namhaft zu machen, als Du nothwendig bedarfst."

Damit eilte Paul davon.

Ich setzte mich sofort an die Arbeit und war eifrig bemüht, dieselbe ganz nach Paul's Anweisungen abzufassen. Soeben war ich mit dem Brouillon fertig und wollte die Reinschrift beginnen, als der Baron Leuwaarden mit Paul van Puyts bei mir eintrat.

Ohm Jan schüttelte mir, mit dem Ausdruck inniger Theilnahme auf dem treuen Gesichte, die Hand, wobei er mächtige Rauchwolken aus seiner thönernen Pfeife aufsteigen ließ, wie dieses bei jeder Gemüthsbewegung seine Gewohnheit war.

„Stille, Max! Sage kein Wort, mein Junge! Hielte ich Dich für einen falschspielenden Halunken, dann wäre ich nicht hier. So aber kann ich in Deiner Handlungsweise nichts finden, wodurch Deine Ehre kompromittirt wäre! Du thatest recht daran, den Schuft, der es wagte, Dich des Betrugs anzuklagen und zugleich die Frechheit hatte, Dich anzufassen, wie ein giftig Gewürm zu Boden zu schleudern. „Vergißt sich ein Kavalier," so sagt die alte Regel, „so weit, einen Standesgenossen anzufassen, gegen ihn die Hand zu erheben oder ihn mit unritterlichen Waffen

anzugreifen: so geht er des Anspruchs, nur mit ritterlichen Waffen bekämpft zu werden, durch solche Unwürdigkeit verlustig." Hättest Du dem Amts-Adjunkt durch einen Faustschlag den Schädel zerschmettert, so würdest Du in Deinem Recht sein.

„Was Dein Rencontre mit dem Stabs-Rittmeister betrifft, so gilt es gleich, ob Kavaliere eine Ehrensache sofort und an Ort und Stelle, wo die Beleidigung vorkam, in einem Rencontre ausfechten, oder ob die Sache später in aller Form, nach vorhergegangener Forderung und festem Abkommen, nach den Regeln des Duells abgemacht wird. Beim Rencontre gilt es gleich, ob der Kampf bei Tag oder bei Nacht, zu Fuß oder zu Pferd, zu Wasser oder zu Lande vor sich geht, insofern die Gegner Mann gegen Mann, mit landesüblichen, ritterlichen Waffen, offen und wohlverwarnt, sonder Bosheit, Arglist und Tücke gegen einander streiten. Es wird somit kein Mensch, der ritterliche Sitte zum Maßstab der Beurtheilung Deines Betragens macht, Dir aus dem Rencontre einen Vorwurf machen können.

„Mit dem Benehmen der Herren, welche bei dem Rencontre zugegen waren, kann ich mich indeß keineswegs einverstanden erklären. Sie haben vollkommen gegen ritterliche Sitte und gegen unserer Vorvordern Brauch und Herkommen gehandelt. Danach haben die Anwesenden, sobald nicht gegen die Regeln

eines rechtlichen Rencontres gefehlt ist, einen Umstand oder Ring um die Kämpfenden zu bilden und Alles von ihnen fern zu halten, was dieselben im Waffengebrauch behindern oder sie im Ausfechten ihrer Sache stören könnte. Statt dessen haben jene Kavaliere sich in den Kampf unberufen eingemischt und, je nach Parteinahme, den Waffengebrauch der Fechtenden begünstigt oder verhindert.

„Mijnheer Paul van Puyts sagt mir, daß neue Gesetze erschienen sind, in denen nicht nur die Kämpfenden im Duell und Rencontre, sondern auch Alle, welche zum Kampfe die Hand geboten, und sogar alle Anwesenden, welche nicht aus allen Kräften bemüht waren, die Fechtenden auseinander zu bringen, mit hohen Ehren-, Freiheits- und Leibesstrafen bedroht werden. Dieses erklärt mir einigermaßen das unerhörte Benehmen der Anwesenden bei Deinem Rencontre. Ich muß indeß jene Gesetze beklagen, welche nur von Pfaffen, Advokaten, Philanthropen und Adelsfeinden gemacht sein können, um den plebejischen Prügel an die Stelle des ritterlichen Degens zu setzen und damit Selbstgefühl und Mannhaftigkeit aus der Welt zu verbannen.

„Daß Du einem solchen Gesetze Dich nicht unterwerfen magst und die Strafen, welche Dich danach treffen sollen, nicht ruhig über Dich ergehen lassen willst; daß Du den Schergen entflohen bist,

welche Dir den Galgenstrick wie einem gemeinen Verbrecher um den Hals werfen wollen: das, mein lieber Neffe, verdenke ich Dir keinen Augenblick. Betrachte die Sache als ein Unglück, das Dich betroffen hat. — Kopf in die Höhe, mein Junge! Keine Suppe wird so heiß gegessen, wie sie aufgetragen wird, und die Nürnberger hängen Keinen, sie hätten ihn denn zuvor. Verzage nicht und sei meines Beistands gewiß.

„Freund Paul hält es für durchaus nothwendig, daß, bevor dreimal vier und zwanzig Stunden nach Deiner Entfernung von Münster verflossen sind, Du freies Geleit gewonnen oder Deinen Abschied eingereicht hast, damit Du nicht des Verbrechens der Desertion angeschuldigt werden kannst."

„So ist die Sache nicht ganz, Herr Baron," warf Paul ein, welcher während der sehr eifrigen Auseinandersetzung des Oheims sich mit dem Durchlesen meiner Relation beschäftigt hatte. „Das Verbrechen der Desertion wird angenommen, wenn ein flüchtig gewordener Verbrecher sich nicht binnen drei Tagen freiwillig zur Fahne stellt. Bei den deutschen Armeen war es bisher durchweg usuell, daß bei solchen Verbrechen der Offiziere, welche durch Ehrenhändel veranlaßt wurden, mochten sie in Verwundung oder gar in Tödtung des Gegners bestehn, das rechtzeitige Einkommen um den salvus conductus oder um den Abschied

genügte, um von dem Flüchtiggewordenen die Anklage auf Desertion abzuwenden."

„Jedenfalls," sagte mein Oheim, „werden Paul und ich morgen in aller Frühe nach Münster fahren, um zuzusehen, wie die Dinge stehen und was zu Deinen Gunsten sich unternehmen läßt.

„Apropos, Max! Der Postmeister von Nienborg hat mir Dein Pferd zugeschickt. Es ist ein Senner vom Holz, ein prächtiges Thier. Ich werde ihn Dir heute Nachmittag zuschicken; auch brauchst Du Kleider und Wäsche. Es wäre unter den jetzigen Umständen wohl nicht angemessen, wolltest Du in der auffallenden Uniform einhergehen. Meinen Damen werde ich Deine Ankunft mittheilen und ihnen leichthin andeuten, daß Du Dich, einer Duellangelegenheit wegen, hier für's Erste aufhalten wirst, bis die Sache geordnet ist. Lasse Dich bei dem Weibervolke, das Du morgen Nachmittag besuchen magst, auf keine Einzelheiten ein. Sie machen daraus sonst ein arges Geschnatter und schreiben Mordgeschichten an Achill. Der scheint Dir ohnehin nicht sehr hold und machte, als er Weihnachten bei uns war, von Dir eine Beschreibung, welche Dein Haupt nicht eben mit einem Heiligenschein umrahmte.

„Nun seid fleißig, Jungens! Morgen Punkt sechs Uhr steht mein Wagen vor Eurer Thür, Mijnheer van Puyts. — Laßt die braven Thiere nicht warten.

Sie sind auf das akademische Viertel der Herrn Studirten nicht dressirt und an das soldatische „Präzis!" gewöhnt." Damit drückte der Oheim uns die Hand und ging dampfend ab.

„Was mag der Achill den Damen wohl von mir erzählt haben, lieber Paul?" fragte ich meinen Freund, der nachdenklich im Zimmer auf- und abschritt.

„In meiner und der Meinigen Gegenwart niemals ein Wort. Wohl aber vertraute Adelheid sehr betrübt meiner Schwester an, Achill habe Dich als einen Libertin geschildert. Von Jugend auf, schon als Schüler der Militär-Akademie, habest Du den Don Juan der Näther-Mamsells gemacht. Später hättest Du Dich als Offizier mit solcher Vorliebe in der untern Sphäre bewegt, daß Dir in den Adelsfamilien der Zutritt verwehrt worden sei und Du bei allen anständigen Damen völlig in Verruf gestanden habest. Dem Offiziercorps wäre diese Deine Stellung bedenklich erschienen. Das sei der Grund zu Deiner Versetzung nach Haltern geworden, das für einen Verbannungsort angesehn werde. Dort würdest Du wahrscheinlich den Dulcineen des Kuhstalls nachschleichen. Im Uebrigen seist Du ein brauchbarer Soldat. Für Deine Courage zeugte die Menge Deiner Raufhändel, Dein tolles Hazardspiel und die Zahl der Pferde, welche Du bereits todt geritten hättest. Auf Deinen Orden sei kein besonderer Werth zu legen.

Die Verleihung desselben an den Münster'schen Offizier sei ein Akt der Courtoisie des Kaisers gegen den hochwürdigen Bruder Bischof. Das österreichische Dragoner-Regiment, in welchem Du Dienste gethan, habe sich überhaupt mehr durch seine gründlichen Plünderungen, als durch seine Bravour vor dem Feinde einen Namen gemacht.

„Unsere Fränz ist ganz empört über diese hämischen Anschuldigungen gewesen. Sie hat der Adelheid darauf geantwortet, daß sie das alles für abscheuliche Verleumdungen halte. Sie habe von mir tausendmal gehört, daß Du mein bester Freund seiest, lustig und wild genug, dabei aber ein braver und gutherziger Bursche, den die Kameraden immer gern gehabt hätten und der stets bei aller Welt in Achtung gestanden habe und noch stehe. Damit stimme denn auch, was sie, die Fränz, welche Dich von Kindesbeinen an gekannt, von Dir gesehen habe, völlig überein.

„Darauf ist denn Adelheid wieder heiter geworden, und wiewohl Achill sein Geschwätz über Deine Rohheit und Liederlichkeit oftmals wiederholt hat, so hat es doch keinen Eindruck mehr auf Deine schöne Cousine gemacht."

„Und wie hat sich denn in der letzten Zeit das Verhältniß zwischen Achill und Adelheid gestaltet?" fragte ich nach längerer Pause zögernd und beklommen.

„Darin hat sich im Wesentlichen nichts geändert,"

entgegnete Paul, indem er mich ernst und prüfend ansah. „Er ist, wenn möglich, dem schönen Mädchen noch widerwärtiger geworden, als zuvor, und sie behandelt ihn auch demgemäß. Dessen ungeachtet giebt sich Achill vor wie nach das Ansehn, als werde er von ihren Zurückweisungen, mit denen sie in jedem passenden Momente unverhohlen hervortritt, nichts gewahr. Er umschwänzelt sie mit tausend schönen Worten und den zartesten Aufmerksamkeiten und trägt die Beflissenheit der Vertraulichkeit eines Bräutigams zur Schau.

„Max, mein lieber Freund," setzte Paul hinzu, „ich sage Dir alles das mit der größten Offenherzigkeit in der Zuversicht, daß sich Deine Gesinnungen seit dem Herbst nicht geändert haben und Du Mann genug sein wirst, Dich vor Aenderungen zu bewahren. Du steckst jetzt schon in einer recht häßlichen Quetsche; eine hoffnungslose Liebe fehlt nur noch dazu, um Deine Lage völlig unleidlich zu machen.

„Jetzt aber genug des Geschwätzes und heran an die Arbeit! Ich werde jetzt Deinen Antrag auf „freies Geleit" entwerfen. Darin sagst Du, wie Du wünschest durch mündliche Aussagen die Wahrheit der schriftlichen Relation darzuthun, insbesondere aber nachzuweisen, daß die Verwundung des Stabs-Rittmeisters von Rixdorf in Folge eines Rencontres erfolgt ist, bei welchem jener der angreifende Theil

gewesen sei; daß ferner die körperliche Mißhandlung des Amts-Adjunkten erst geschehen sei, nachdem er Dich mündlich und handgreiflich gröblichst beleidigt habe. Diesen Antrag auf den Salvus conductus werde ich an den Präses des Hochfürstlich-Münster'schen Geheimen Kriegsrath, den Dompropst Baron Clemens von Ketteler richten.

„Du mußt mittlerweile Dein Abschiedsgesuch schreiben und es an den Hochwürdigst-Durchlauchtigsten Fürstbischof und Kurfürsten ꝛc. den Erzherzog Max Franz zu Hetzendorf bei Wien richten, zu Händen Sr. Excellenz des Hochwürdigen General-Vicar ꝛc. Freiherrn Franz v. Fürstenberg zu Münster. Dieses Abschiedsgesuch soll, im Falle der Präses als Kriegsrath Dir freies Geleit verweigert, dem Minister und Statthalter von Fürstenberg übergeben werden, der es nicht umgehen kann, es dem Kurfürsten vorzulegen."

Kaum waren wir mit der Arbeit fertig geworden, als auch schon der Bote meines Oheims erschien, welcher meldete, daß er mein Pferd dem Hausknecht übergeben habe und vom Baron van Leuwaarden beauftragt sei, mir Wäsche und Kleider zu überbringen. Es war ein langer, seltsamer Gesell, der eine etwas fuchsige Stutzperrücke und eine weiße Halsbinde, sonst aber sehr enge, schwarze, nicht allzu reine Tuchkleider trug. In einem Anzuge von ausreichender Weite und weniger ungünstiger Farbe würde der Mann nicht gar so bleich, mager und gespensterhaft ausgesehn haben. Hätte Peter Piepenstock sich nicht selbst als Privatschreiber des Ohms vorgestellt, so würde ich ihn für den Magister oder für den Domine einer armen holländischen Dissenter-Gemeinde gehalten haben. Der Mann mit dem viereckigen Gesichte und den weit hervortretenden blöden Glotzaugen sah unglaublich einfältig aus; sein Gang war gebeugt, seine Haltung schlodderig. Er gehörte zu den Menschen, deren Alter sich nach ihrem Aeußern auch nicht einmal annäherungsweise abschätzen läßt. Als eine besondere Eigenthümlichkeit Piet's muß erwähnt werden, daß er stets eine mäßig große, steife Ledertasche in der Magengegend unter dem Rock trug, welche einen starken Geruch nach Lack, Firniß, Terpentin und Spiritus aushauchte.

„Das ist Deines Oheims unübertrefflicher Spürhund bei der Bilderjagd," sagte Paul, als uns Piet verlassen hatte und wir, nach Musterung des Senners, dem der scharfe Ritt nicht geschadet hatte, auf meinem Zimmer beim Abendessen saßen.

„Ich höre so oft von des Ohms Bilderjagd, daß ich wirklich neugierig bin, was es damit für eine Bewandtniß haben mag."

„Das ist bald gesagt, mein Freund. Dir wird nicht entgangen sein, daß die Häuser aller einiger-

maßen Wohlhabenden hier in Holland reich mit Oelgemälden geschmückt sind. Es war dieses lange Jahre hindurch ein allgemein verbreiteter Luxus. Unter den Vornehmen und Reichen galt es für ein Erforderniß guter Erziehung, Verständniß und Interesse für Malerei zu haben, und es gab nahezu keine Familie von Ansehn, welche nicht eine Bildergallerie besaß und in der nicht Generationen hindurch gesammelt worden wäre. Gute Bilder wurden mit hohen Preisen bezahlt, und wer sie besaß, der hielt sie fest. Kirchen, Klöster und Stifter wurden mit Gemälden beschenkt, und es gab nahezu keine holländische Stadt, deren Rathhaus nicht eine Gemäldesammlung hätte aufweisen können. Neben den Werken der zahlreichen und trefflichen niederländischen Meister war die spanische Schule am meisten vertreten.

„In den letzten Jahren, in denen sich so Vieles geändert hat, ist auch die allgemeine Liebe zur Kunst verschwunden. Die steten Kämpfe und Kriege haben die allgemeine Wohlhabenheit in hohem Maße geschädigt. Sie haben schnellen Vermögenswechsel herbeigeführt, plötzliche Verarmungen, Bankerotte und Auswanderungen; dazu kam die Aufhebung der Fideicommisse, der Ritterorden, Stifter und Klöster. So ist denn manches bisher völlig Unveräußerliche verkäuflich geworden Berühmte alte Sammlungen hat man auseinander gerissen; Gemälde von hohem

Werth sind mit altem Haushaltungsgerümpel unter den Hammer gekommen und vielmals für eine Bagatelle verkauft worden. Manches Kunstwerk der renommirtesten Meister hat der Zufall von Hand zu Hand wandern lassen, bis es schließlich in den Besitz von Menschen gelangt ist, welche von dessen hohem Werth nicht die leiseste Ahnung haben. In unseren stürmischen Zeiten treibt aber auch vielmals die Noth, der Drang des Augenblicks selbst Leute, denen der Werth der Kunstschätze, welche sie besitzen, sehr wohl bekannt ist, sie für einen Spottpreis loszuschlagen. Wenige dagegen sind jetzt geneigt, ihre Kapitalien in Luxusgegenständen anzulegen, deren Verwerthung schwierig ist und die, statt Zinsen zu tragen, zu ihrer Conservirung Kosten veranlassen. Der Bildermarkt ist überfüllt, die Nachfrage gering, somit der Preis der Waare elend.

„Dazu kommt, daß der Modegeschmack grade der Kunstrichtung, welcher die meisten der holländischen Maler huldigen — der realistischen Genremalerei — völlig abhold ist. Die historischen Gemälde von höchster idealer Auffassung, welche man mit der Benennung „klassisch“ bezeichnet, sind gegenwärtig in der Mode und haben allein noch Geltung. Bilder der ersten Meister, welche Scenen aus dem gemeinen Leben in höchster Naturwahrheit und unübertrefflicher Kunstfertigkeit wiedergeben, haben den Werth ver-

loren. Für den wahren Kunstkenner kann es kaum einen günstigern Moment geben, zu kaufen und zu sammeln, als den gegenwärtigen. Es bietet sich ihm vielfach Gelegenheit, Erwerbungen zu machen, bei denen der Werth des Bildes den Kaufpreis um mehr als das Hundertfache übersteigt.

„Baron Leuwaarden hält sich und Piet Pieyenstock für gute Kenner. Beide betreiben das Bildersammeln mit Leidenschaft. Piet reist im Lande umher und soll im Auffinden verborgener und unbeachteter Kunstschätze einen wunderbaren Instinkt haben. Der Baron kauft alles Preiswürdige, dessen er habhaft werden kann, so weit seine Geldmittel irgend ausreichen. Er glaubt darin nicht allein seiner Passion zu folgen, sondern eine für die Familie in hohem Grade nutzenbringende Finanzspeculation zu vollführen. Er ist auf das Bestimmteste der Ansicht, in seiner Gemäldesammlung seinen Nachkommen einen großen Reichthum zu hinterlassen, der allerdings erst zur Hebung kommen wird, wenn friedliche Zeiten die Schätze der Kunst wieder zur vollen Geltung bringen."

„Das Entscheidende in der Sache," warf ich ein, „würde dann wohl zuvörderst die Kunstkenntniß des Ohm Jan und seines Gehülfen sein. Wie mag es darum stehen, mein Freund?"

„Darüber habe ich kein Urtheil; das muß man den Leuten vom Fach überlassen. Von denen habe

ich indeß oftmals sagen hören, daß des Barons Ankäufe im Ganzen äußerst vortheilhaft seien. Allerdings kämen bisweilen Fehlkäufe vor, indem hin und wieder eine Kopie für ein Original angesehn worden sei, oder man ein übermaltes Bild gekauft habe, in der Hoffnung, unter der Uebertünchung noch Genügendes zur Restauration vorzufinden. Diese Irrthümer, meinen die Fachmänner, würden indeß tausendfach durch den Erwerb vieler Meisterwerke ersten Ranges zu Spottpreisen aufgewogen. Ich habe Leute, deren Kennerschaft außer allem Zweifel steht, sagen hören, daß die Diepenbroick'sche Sammlung selbst jetzt, bei den höchst gedrückten Preisen des Bildermarktes, bereits ein sehr bedeutendes Kapital repräsentire, daß sie aber in friedlichen Zeiten einen ganz enormen Werth haben werde."

„Ist es denn aber der Familie unbekannt, daß der alte Herr mit Verständniß sammelt? Stets höre ich von des Ohms „Bildermanie," von seiner „unglücklichen Passion" reden, als ob er sein Geld zum Fenster hinauswerfe und die Familie auf das Aeußerste benachtheilige," warf ich ein.

„Es ist nicht zu leugnen," entgegnete Paul, „daß diese Anlage der Gelder den alten Herrn seiner Familie gegenüber in eine isolirte, wenn auch nicht geradezu feindliche Stellung bringt. Er ist in den Augen derselben ein Verschwender, welcher der Seinen Wohl-

behagen in egoistischer Art der eignen Leidenschaft für die Vergrößerung seiner Galerie opfert. Achill trägt an diesem bösen Glauben hauptsächlich Schuld. Er, welcher für die Kunst nicht das mindeste Verständniß hat, war von jeher bemüht, seiner Mutter und Schwester die Ueberzeugung beizubringen, daß weder der Ohm, noch Piet irgend welche Kunstkenntniß besäßen, und daß alle die Bilder, welche von ihnen mit vielem Geld aufgekauft, mit enormen Kosten restaurirt und in theuren Rahmen in Diepenbroick aufgehängt werden, fast durchweg werthloser Schund seien.

„Die heutige Läuterung und Verfeinerung des Geschmacks," so hörte ich Achill den Damen vordeduziren, „ist zu sehr Gemeingut der Welt geworden, als daß man jemals wieder auf Abwege gerathen könnte, wie die, welche unsere Väter zur Bewunderung der Darstellungen von Plattheiten und Gemeinheiten geführt haben. Niemals wird in Zukunft die Hand eines wahren Künstlers eine Horde schmutziger Bauern oder trunkenen Schiffervolks in ihren räucherigen Kneipen malen, und Niemand wird hinfort Freude daran finden, seine Zimmer mit den Darstellungen von Bettlern und Diebsgesindel zu behängen. Man wird einzelnen Exemplaren einen Platz in den Winkeln öffentlicher Galerien gönnen, um angehenden Malern warnende Beispiele vorführen und ihnen zeigen zu können, wie wenig die vollendetste Technik vermag, wo

Geistlosigkeit, Gemeinheit und Geschmacklosigkeit die Wahl des Darzustellenden leiten. Die Gemälde, welche der Vater kauft, gehören nahezu ausnahmslos dieser Richtung an. Gesetzt nun, daß der Vater und Piet, sein übelduftendes Faktotum, sich wirklich auf dieses Genre verstehen und derartige Bilder zu einem Preise kaufen, welcher nicht die Hälfte, nicht den zehnten, meinethalben auch nicht den zwanzigsten Theil der Summen beträgt, welche sie früher galten: so liefert dieses noch keineswegs den Beweis, daß diese Ankäufe gut sind. Nicht, was ein Gegenstand einmal gekostet hat, bestimmt dessen Werth, sondern was er jetzt gilt, oder voraussichtlich einmal gelten wird. Die Bilder der niederländischen Meister, ihre Stillleben, ihre Genrebilder, selbst ihre langweiligen Landschaften und Marinen, haben ihren Werth verloren und werden niemals wieder Werth gewinnen. Wir wollen Bilder, welche durch ideale Schönheiten unsere Sinne entzücken, oder hohe Thaten darstellen, welche unsern Geist erheben!

„Wer aber verbürgt uns, daß der Vater und der schmutzige Piepenstock selbst in dem niedrigen Genre, dem ihre Ankäufe angehören, gründliche Kenner sind? Ich bezweifele es durchaus, und bin der bestimmtesten Ueberzeugung, daß der Werth der ganzen Diepenbroicker Galerie eine heillose Illusion ist."

„Nun sage selbst, lieber Max, kann man es unter

diesen Umständen den Damen, welche von diesen Dingen keine Idee haben, verdenken, wenn sie jeden neuen Ankauf von Bildern mit Achselzucken vernehmen und jeden Transport mit Klagen empfangen?

„Der biedere Piet Piepenstock ist das bête-noire der Familie; er erscheint den Damen als ein Hauptverführer des Barons. Fräulein Agnes ist ihm besonders abhold. Sie hat den armen Kerl, wegen seines Geruchs nach dem Handwerkszeug, von der herrschaftlichen Tafel verdrängt. Jetzt sitzt der Baron mit der herben Tochter allein zu Tisch, die nicht müde wird, dem alten Herrn tagtäglich Vorlesungen über das himmelschreiende Unrecht zu halten, das er durch seine Geldverschwendung für schlechte Bilder der Familie gegenüber begeht."

„Und hält denn Onkel Jan die Familie wirklich so knapp?" fragte ich verwundert. „Wie ich sehe, ist doch sowohl in Diepenbroick, wie im Rozenhaag, Alles auf höchst stattlichem Fuße eingerichtet."

„Das ist es zweifelsohne. Damit aber genügt der alte Herr den Anforderungen, welche man an ihn stellt, keineswegs. Das Geld, welches der Bilderankauf wegnimmt, würde, nach Ansicht, der Damen viel richtiger für den Sommer zu Reisen und für den Winter zu einem Stadtaufenthalt verwendet werden. Das Leben im Rozenhaag, wo sie, wie sie klagen, keinen Menschen sehen und, was viel schlimmer ist, von keinem Menschen gesehen werden, langweilt sie auf das Aeußerste. Fräulein Agnes schreibt ihr Ungemach, bis jetzt nicht unter die Haube gekommen zu sein, lediglich diesem Landaufenthalt zu und verflucht die Galerie, welche ihr das Glück der Ehe vorenthält.

„Achill war stets mit dem väterlichen Zuschuß unzufrieden, der, völlig auskömmlich, doch keineswegs so reich bemessen ist, daß er ihm gestattet in Amsterdam mit dem Glanze aufzutreten, den sein Ehrgeiz begehrt.

„Es sind indeß nicht nur die Ersparnisse aus den Revenüen, welche Baron Jan in Bildern anlegt, sondern er hat auch den Erlös aus den Ländereien des Gutes Ringkastell dazu verwendet. Ich zweifle keinen Augenblick, daß er sich mit der Zeit des Gutes Rozenhaag in gleicher Weise entäußern und damit sein Vermögen aus der verhaßten Republik Batavia ziehen wird. Natürlich vermehrt sich sein Einkommen keineswegs dadurch, daß er die sehr gut rentirenden natürlichen Felder, Wiesen und Wälder für gemalte hingiebt. Der Baron hat testamentarische Bestimmungen getroffen, denen zufolge die ganze Gemäldesammlung dem Fideicommiß einverleibt ist. Es darf kein Bild ohne die Genehmigung des nächsten Agnaten, und auch dann nur zu einem Preise verkauft werden, der nicht hinter der Taxe einer Kommission aus drei Sachverständigen zurückbleibt. Der Erlös

aber muß sofort wieder zu Nutzen des Fideicommisses, wenn auch nicht in Bildern, so doch in zinsbarer Art, angelegt werden.

„Achill, welcher Schulden hat, und dem verfügbare Kapitalien aus der väterlichen Erbschaft recht ersprießlich sein würden, sieht diese in Gestalt von Bildern nach und nach zum Fideikommiß schlagen. Agnes hat sich zweifelsohne mit der Hoffnung getragen, daß ihr die allodifizirten holländischen Güter einmal zufallen würden und sich vom Nimbus einer Erbtochter umstrahlt gedacht. Durch des Vaters Verfahren schwindet dieser Glanz; eine gute Aussteuer wird neben einer kleinen Rente ihr ganzes Erbtheil sein. Daß dem Sohn und der Tochter also die Vermögensverwaltung des Vaters wenig zusagt, liegt auf der Hand.

„Ich möchte indeß bezweifeln, daß der Baron auch ohne seinen Sammeleifer der Familie gegenüber sich freigebiger zeigen würde. Namentlich hat der republikanische Bürger Goy von seinem Vater kein höheres Einkommen zu erwarten, als die Majoratsstatuten vorschreiben, weil dieser befürchtet, jeden Ueberschuß zu Parteizwecken verwendet zu sehn. Eine Familienscene, welche in meiner Gegenwart von Seiten der Damen gegen den Vater aufgeführt wurde, vielleicht weil sie glaubten, daß ich, als Jurist und Holländer, ihre Partei ergreifen würde, hat mir des Barons

Gesinnungen völlig klar gelegt. Nachdem Mutter, Tochter und Frau von Beaumont dem alten Herrn dringende Vorstellungen gegen sein Testament und sein Bildersammeln gemacht und diese unter Thränen in großem Redeschwall als ungerecht, hart und egoistisch dargestellt hatten, sagte der Baron sehr gelassen, aber bestimmt, er werde die Satzungen seiner Altväter aufrecht erhalten, soweit es irgend in seinen Kräften stehe. Die gesetzlichen Bocksbeuteleien republikanischer Schwärmgeister würden ihn niemals verleiten, die Güter, welche Gemeingut der ganzen Sippe seien, von denen ihm nur die Renten zuständen, für sein Privateigenthum anzusehn. Für Fräuleins, die keinen Mann fänden, wären in Deutschland der Stifter und Klöster die Hülle und Fülle. In der Familie Goy sei es niemals Sitte gewesen, mit den Töchtern, behufs ihrer Verheirathung, im Lande herumzuziehn. Wolle Agnes dieser neuen Mode folgen, so möge sie sich an ihren Bruder wenden, der ihr gewiß ein trauliches Plätzchen an seinem freien batavischen Herde einräumen und sie mit Freuden in die Gesellschaft seiner republikanischen Freunde einführen werde."

Ueber diesen Auseinandersetzungen war es spät geworden. Paul sagte mir „Adieu!" Ich sah ihn mit beklommenem Herzen scheiden. Welche Nachrichten wird er aus Münster mitbringen?

Nach einer ziemlich schlaflosen Nacht erwachte ich

am 18. mit dem Gedanken an Adelheid, welche ich heute wiedersehn sollte. Ich legte die Kleider des Oheims nicht ohne die heimliche Befürchtung an, in denselben eine wunderliche Figur zu machen, und so nicht nur als ein Unglücklicher, sondern auch als eine lächerliche Erscheinung mich den Damen vorstellen zu müssen. Dieses war indeß zu meiner großen Erleichterung nicht der Fall. Der grüne Jagdrock mit der gleichfarbigen Weste, beide mit schmalen Goldborten besetzt, dazu der runde Jagdhut und das Waidmesser, standen mir nicht übel.

Nicht ohne Herzklopfen trat ich meine Wanderung nach dem Rozenhaag an. Es steigerte sich, je näher ich dem Wohnzimmer der Tante kam, und meine Hand zitterte vor Aufregung, als ich an die Thüre klopfte. Die beiden alten Damen und Agnes empfingen mich etwas reservirt; Adelheid war die einzige, welche mir freundlich entgegenkam. Sie reichte mir erröthend die Hand und ihr Auge ruhte mit einem prüfend wehmüthigen Ausdruck auf mir. Sie erschien mir schlanker und bleicher als im Herbst, jedoch schöner als zuvor.

Natürlich mußte ich von vorn herein über den Grund meines Aufenthalts in Enschede berichten. Ich hielt meine Erzählung etwas knapp und unbestimmt. Sie mochte dadurch an Wahrscheinlichkeit verlieren, denn ich gewahrte am Gesichtsausdruck meiner Zuhörerinnen, daß Adelheid die Einzige war,

die meiner Geschichte Glauben schenkte. Aus den inquisitorischen Zwischen-Fragen, womit die drei Damen meinen Bericht häufig unterbrachen und aus den stacheligen, verschmitzten Bemerkungen, mit denen Cousine Agnes denselben begleitete, wurde mir ausreichend klar, daß sie die ganze Geschichte für eine Fabel ansahen, ersonnen, um mich nach Enschede und damit in die Nähe der schönen Adelheid zu bringen. Mein Rencontre sahen sie für eine renommistische Aufschneiderei an, um mich interessant zu machen. Die drei ungläubigen Damen behandelten mich mit einer gewissen höhnischen Geringschätzung, aus der so deutlich ihre Meinung hervorging, als hätten sie dieselbe in Worte gekleidet: „Quäle Dich nicht, mein Jungchen! Du bist erkannt: Uns täuschest Du keinen Moment, Du hast nicht die entfernteste Aussicht, Deinen Zweck zu erreichen!"

Nach jenem ersten freundlichen Entgegenkommen zeigte mir Adelheid heute nicht die heitere Unbefangenheit, welche sonst ihr Benehmen charakterisirte. Sie hatte sich an ihren Arbeitstisch am Fenster zurückgezogen, nahm, meist über ihre Stickerei gebückt, wenig Antheil am Gespräch und gab sich, wenn ich mich einmal direkt an sie richtete, zurückhaltend und schüchtern. Ich konnte mir den Genuß nicht versagen, mein Auge öfter auf sie zu richten, als es die Artigkeit gegen die anderen Damen gestattete.

Wie stolz und edel war nicht ihr Profil, das sich scharf gegen den Himmel absetzte, während ein Sonnenstrahl goldige Reflexe in ihrem Lockenhaar aufleuchten ließ.

Zu ungewöhnlich früher Stunde wurde der Bostontisch arrangirt. „Adelheid macht sich nichts aus dem Spiel," bemerkte Frau v. Beaumont, „und sehnt sich ohnehin, einen Brief von Achill zu beantworten, den sie heute Morgen empfangen hat."

„O, meine Theure," rief die Tante im zärtlichsten Flötenton aus, „sag' an, was macht denn Dein treuer Achill? Geht es ihm so wohl, wie Dein Herzchen es ihm wünscht?"

„Verzeihen Sie, meine gnädige Tante," entgegnete Adelheid sehr ernst, doch in ruhigem, gelassenem Tone, „ich habe den Brief nicht gelesen. Hier ist er!" setzte sie hinzu, indem sie ein sehr zierliches Schreiben auf Rosapapier aus ihrem Ridikül hervorzog und es, mit dem unerbrochenen Siegel nach oben, vor der Tante auf den Tisch legte.

„Du treibst Deine Ziererei weit über das Erlaubte hinaus, meine gute Adelheid," ließ sich Cousine Agnes in heftigem, keifendem Tone vernehmen. „Bei Deinem Verhältniß zum Achill wird dieses ewige Sprödethun auf die Dauer herzlich langweilig und hört völlig auf, irgend einen Effect zu machen."

„Wenn Sie es befehlen," gnädige Tante, „lese ich

Ihnen den Brief vor," sagte Adelheid mit eisiger Miene, ohne der gereizten Rede der Cousine irgend eine Beachtung zu schenken.

„Aber, meine theure Adelheid," rief nunmehr Frau von Beaumont im Tone höchsten Erstaunens aus, „wie ist es möglich, daß eine junge Dame von Ihrem Zartgefühl auf solch' wunderbaren Einfall gerathen kann. Wenn Sie auch aus Ihrem Verhältnisse zum Baron Achill keinen Augenblick und gegen Niemand ein Geheimniß zu machen brauchen, so kann es Ihnen doch nicht Ernst sein, dessen Herzensergüsse durch öffentliches Vorlesen profaniren zu wollen."

„Lassen wir es gut sein, meine theure Beaumont, und Du, meine liebe Agnes, ereifere Dich nicht," sagte die Tante süß versöhnlich, indem sie sich im Lehnstuhl aufrichtete und den Kartentalon in zieriger Art zu mischen begann, „ich versichere Euch, das schwärmende Kind hat längst mit dem pochenden Herzchen gelesen, was die Hand des Zukünftigen schrieb."

„Verzeihen Sie, gnädige Tante," entgegnete Adelheid leichthin, „die Kunst mit dem Herzen, oder dem Magen zu lesen, verstehe ich nicht. Ich muß sie den Somnambülen überlassen. Mir ist die Gabe der Prophezeiung nicht im geringsten Grade zu Theil geworden. Darin mag es denn auch wohl begründet liegen, daß ich über meine Zukunft und über meinen Zukünftigen nicht das Mindeste weiß. Nur

dessen allein bin ich gewiß, daß Vetter Achill nie mein Zukünftiger sein wird." Den letzten Satz sprach sie langsam, ernst und mit scharfer Betonung aus. Dann nach einer kleinen Pause fügte sie lächelnden Mundes hinzu: „Und doch will ich die Gesellschaft durch eine Prophezeiung erfreuen. Heute Abend giebt es Brathechte, wenn der Fischer sonst Wort hält."

Damit machte Adelheid einen scherzhaft tiefen Knix, drehte sich voll Grazie en pirouette herum und ging davon, ohne Achill's Brief, der noch immer vor der Tante lag, irgend eine Beachtung zu schenken. Frau von Beaumont schüttelte ihr Haupt, daß die steifen falschen Locken, die Rüschen, Striche, Bänder und Blumen ihrer Haube, welche die Holländer „gekleede muts" nennen, wild durch einander wogten, und steckte das corpus delicti seufzend ein.

Erst mit den gebratenen Hechten erschien die wehrhafte Adelheid wieder. Sie verhielt sich während des Abendessens sehr still und ernst. Als ich mich bald darauf entfernte, reichte sie mir wiederum in alter Freundlichkeit und Holdseligkeit die schmale, schöne Hand und entgegnete sanft den Druck der meinigen.

In ähnlicher Weise gingen die beiden folgenden Abende hin, welche ich im Rozenhaag zubrachte.

Auch bei der Familie van Puyts machte ich meinen Besuch und wurde dort mit größter Artigkeit

aufgenommen. Ich ließ mich auch dort über meine Erlebnisse nur wenig aus.

Fränz deutete mir an, daß der Verkehr ihrer Familie mit den Damen im Rozenhaag nicht mehr so häufig und intim sei, wie früher. Nur selten erhalte Fräulein Adelheid Erlaubniß sie zu besuchen; jetzt aber würde sie wohl schwerlich nach Enschede kommen dürfen. Die Freundschaft zwischen Adelheid und ihr bestehe indeß ungestört fort. Was man sich nicht mündlich sagen könne, theile man sich schriftlich mit, wobei die Vermittelung der beiden alten Herren, des Barons und des Vaters, zu Hülfe komme. Immerhin aber ziele das Bestreben der alten Damen in Rozenhaag sichtlich darauf hin, Adelheid möglichst zu isoliren. —

Als ich vorgestern, am 18., vom Rozenhaag in meinen Gasthof zurückkehrte, war ich äußerst erstaunt und angenehm überrascht, dort meinen Hauswirth aus Haltern, den Pfefferkuchenbäcker Sötebier, vorzufinden. Er war am 17. vor Tagesanbruch durch meinen Freund und Hausgenossen Wilbring aus dem Bette geholt worden. „Herr v. Alst," hatte der lange Kornet gesagt, „wünscht, daß ihm sein drittes Pferd und seine sämmtlichen Effekten sofort nach Diepenbroick bei Enschede zugesendet werden. Ihr, mein alter Sötebier, werdet einen braven Offizier und freundlichen Miethsmann nicht im Stich lassen. Der

arme Kerl ist unverschuldet in einen Ehrenhandel verwickelt worden und wird in Untersuchung kommen. Die Gerichte werden auf alles von seinem Eigenthum, dessen sie habhaft werden können, baldigst Beschlag legen. Wir werden deshalb sofort seine Sachen in die großen Pfefferkuchenkisten verpacken, mit denen Ihr die Märkte zu beziehen pflegt. Seinen Rappen hängen wir, gesattelt und gezäumt, an Euer dickes Kleipferd. Dann karrt los nach Diepenbroick bei Enschede, bevor die Sonne aufgeht. Dort findet Ihr Herrn von Alst, oder es wird sein Ohm, der Baron Goy van Leuwaarden, für den ich Euch einen Brief mitgeben werde, für den Fall, daß Herr v. Alst nicht bei ihm sein sollte, Euch Pferd und Sachen abnehmen. Euer Schade soll es nicht sein. Wie die Sache auch immer ablaufen wird, ich stehe Euch für den Riß!"

Sötebier war am Nachmittag des folgenden Tages in Diepenbroick eingetroffen. Man hatte Karren und Pferde dort zurück behalten, da Sötebier, ohne Paß und Legitimation, damit wohl schwerlich über die Grenze gekommen wäre, jedenfalls nicht ohne große Steuerweitläuftigkeiten. Bei dem fortwährenden Verkehr zwischen Diepenbroick, dem Rozenhaag und Enschede wurden Pferd wie Effekten ohne alle Kosten und Schwierigkeiten in meinen Gasthof gebracht.

Natürlich zeigte ich mich meinem braven Wirth auf

das Beste erkenntlich und gab ihm einen Brief an meinen lieben Wilbring mit, worin ich ihm für seine freundschaftliche Vorsorge aus vollem Herzen meinen Dank aussprach. Mir ist diese Zusendung höchst erwünscht. Meine Habe entgeht, im Falle man mich für einen Deserteur erklärt, der Konfiscirung. Es sind Bilder, Familienpapiere, Stammbäume, Ahnentafeln, Diplome, Patente u. s. w. darunter, die für mich unersetzlich sind. Da ich der einzige Sohn bin, sind sie, wie des Vaters Waffen, Bücher, Karten, Pretiosen, Kleider und Wäsche ꝛc. an mich gekommen. Diese letzteren Gegenstände sind zum Theil sehr werthvoll. Auch die Kleider sind mir jetzt sehr erwünscht. Da die Münster'schen Generale außer Dienst nicht Uniform trugen und ich des Vaters Kleider nach meiner Figur habe ändern lassen, so bin ich im Besitz einer reichen Civilgardrerobe.

Das Buch, in welches ich jetzt diese traurige Episode meiner Lebensgeschichte niederschreibe, das Geschenk meiner lieben Schwester Fanny, ist durch Wilbring's Vorsorge gleichfalls gerettet und mir wiedergegeben worden.

Enschede, den 21. Februar 1799.

Paul war heute Morgen schon in aller Frühe bei mir. Der Stabs-Rittmeister lebt, und es ist Hoffnung auf seine Wiederherstellung vorhanden.

Nachdem ich in diesem Punkte beruhigt war, vermochte ich die Resultate der Reise, welche mir mein Freund mit allen Einzelheiten vortrug, geduldig anzuhören.

Er ist in der Nacht allein heimgekehrt. Ohm Jan hat sich von der reichhaltigen Bildersammlung des Grafen Valk nicht losreißen können, zumal da der Besitzer dieselbe neuerdings durch bedeutende Ankäufe, welche er persönlich in Italien gemacht, bedeutend vermehrt hat. Piet Piepenstock hat in der alten Bischofsstadt höchst ergiebige Jagdgründe gefunden und schnüffelt in allen Winkeln umher. Wann die beiden Bilderjäger heimkehren werden, ist nicht abzusehn.

„Nach unserer Ankunft in Münster," erzählte Paul, „begab ich mich alsbald zum General-Auditeur. Es war ein pedantischer Herr, der mir, dem jungen Batavischen Kollegen gegenüber, gewaltig auf dem hohen Pferde saß und „das Amtsgeheimniß" als einen undurchdringlichen Schild mir entgegenstreckte.

„Ganz anders war die Aufnahme, welche ich bei Deinem alten, braven Regiments-Auditeur Poelmann fand. Kaum hatte ich Deinen Namen genannt, als er mir erzählte, wie viele Freundlichkeiten er in Deinem väterlichen Hause genossen habe und wie sehr er beklage, daß Du, den er von Kindesbeinen an so gern gehabt, in solch' eine schlimme Lage gerathen seiest. Er machte mir folgende Mittheilungen:

„Der Stabs-Rittmeister liegt an einer Kopfwunde schwer danieder, doch glaubt man die Gefahr beseitigt. Der Amts-Adjunkt hat das linke Schlüsselbein gebrochen und sich den Arm im Schultergelenk ausgefallen; Verletzungen, die schmerzlich und langwierig genug, aber völlig ungefährlich sind.

„Dieses giftige Männlein hat sich beeilt, sofort eine weitläuftige Klageschrift gegen Dich beim Regiment, so wie beim Kriegsrath und dem Statthalter, Freiherrn von Fürstenberg, einzureichen. Damit nicht zufrieden, hat er schändliche Schmähartikel gegen Dich in den Westfälischen Korrespondenten, den Hamburger Korrespondenten und in den Frankfurter Reichspostreuter einrücken lassen.

Ich habe Dir das betreffende Exemplar des Westfälischen Korrespondenten mitgebracht. Du wirst daraus sehn, daß der Amts-Adjunkt nicht gewagt hat, seinen Namen unter das Machwerk zu setzen. Daß er indeß der Verfasser ist, steht außer Zweifel, da er unvorsichtig genug war, sich der Autorschaft zu rühmen. Er hat es auch vermieden, Deinen Namen ausgeschrieben hinzusetzen, und bezeichnet Dich nur mit M. v. A. Da er aber erwähnt, daß der Missethäter Ober-Lieutenant im Münsterschen Reiter-Regiment ist, so bist Du mit den Initialen zweifellos gekennzeichnet."

Zeitungsartikel aus dem Westfälischen Korrespondenten.

Münster, den 16. Februar 1799.

„Der sonst so frohe Fastnachtstag ist für die „höhere Gesellschaft unserer Residenz in diesem Jahre „nicht in alter harmloser Heiterkeit verlaufen. Affreuse „Vorkommnisse in einem der ersten Hôtels, an denen „viele Offiziere des Münsterschen Reiterregiments „und mehrere Cavaliere betheiligt sind, gefährdeten „Menschenleben und machen viel von sich reden.

„Schon seit längerer Zeit hat das seltsame Glück „im Spiel des Ober-Lieutnants M. v. A. vom „hiesigen Reiterregiment, so großes Aufsehn erregt, „daß es sprichwörtlich geworden ist. Der Einsender „fühlte sich veranlaßt, das Spiel jenes erfolgreichen „Herrn zu studiren. Er gelangte bald zur bestimmte„sten Ueberzeugung, daß derselbe im Pharo, sowohl „als Pointeur, wie als Bankhalter, das Glück, wenn „es ihn nicht ausreichend begünstigte oder ihm gar den „Rücken kehrte, zu corrigiren wisse.

„Als Pointeur vollführte Herr v. A. stets ein „höchst complicirtes Spiel. Er besetzte eine unge„wöhnliche Menge von Karten mit sehr verschiedenen „Einsätzen. Die Gewinnkarten bog und transportirte „er dergestalt hin und her, daß schließlich eine Menge „Karten von sehr verschiedenem Werthe auf eine Ein„zige übertragen waren und diese mithin oftmals eine

„bedeutende Summe repräsentirte. Dem Banquier „machte er es in dieser Weise völlig unmöglich, sein „Spiel genau zu überwachen. So gelang es ihm, „von enormer Frechheit, großer Uebersicht und einer „ungemeinen Fingerfertigkeit begünstigt, bei diesen „Transporten hochgebogene Karten einzuschieben, „welche er niemals besetzt hatte, ohne daß es jemals „gelungen wäre, ihn bei dieser Manipulation abzu„fassen.

„Nur selten legte Herr v. A. Bank. Aber auch „dann war es stets auffallend, daß hoch- oder mehr„fach besetzte Karten stets auf die linke Seite fielen.

„Der fingerfertige Herr würde sein trügerisches „Handwerk sicher noch lange Zeit fortgeführt haben, „wenn er es nicht gewagt hätte am Fastnachtstage, „in etwas angerauschtem Zustande, Bank zu legen. „Da endlich wurde der feine Grieche beim „Volte„schlagen" ertappt.

„Auf alle Fälle, wie es derartige Gesellen sind, „wohl vorbereitet, hatte Herr v. A. den Pallasch an „der Seite und sein Pferd vor der Thüre. Rechts „und links Wehrlose mit der blanken Waffe nieder„schlagend, wurde es ihm leicht, sich in den Sattel „zu schwingen und in Nacht und Nebel zu verschwin„den. Mag er sich anderswo hängen lassen!

„Leider sind bei dieser Gelegenheit zwei Herren „bedeutend verwundet worden. Dem Einen hat der

„verruchte Fälscher den Schädel so schwer verletzt, daß „er nahezu hoffnungslos danieder liegt, der Andere „muß befürchten, auf Lebenszeit Krüppel zu bleiben.“

Ich las dieses nichtswürdige Machwerk, das, so schamlos wie geschickt, die gemeinsten Lügen den Thatsachen beimischt, mit steigender Empörung, und doch bin ich außer Stande den niederträchtigen Verleumder nach Verdienst zu züchtigen. Aber ich habe treue Freunde und wackere Kameraden! Sie werden den Burschen zu fassen wissen!

„Dein Regiment,“ erzählte mein Freund weiter, „hat Deine Abwesenheit vom Kommando, ohne Urlaub und ohne Ablieferung der Kommandogelder und Instruktionen, höhern Orts gemeldet. Es hat ferner Species-facti über die Vorgänge im Münster'schen Hofe eingereicht. Das Regiment hat in seiner Eingabe sich indeß ausdrücklich dahin ausgesprochen, daß die Beschuldigung des falschen Spiels, dessen Dich der Amts-Adjunkt v. Rixdorf öffentlich angeklagt, in der vorläufigen Untersuchung sich keineswegs bestätigt habe; daß jener durch die obige Bezüchtigung, verbunden mit handgreiflicher Insulte, den Exceß herbeigeführt, und nicht Du, sondern der Stabs-Rittmeister v. Rixdorf, zuerst den Degen gezogen und Dich angegriffen habe.

„Der biedere Poelmann hat mich sodann in eine

gemüthlich stille Weinstube, hinter dem Rathhause geführt, wo wir bei einigen Flaschen trefflichen Rheinweins gute Kameradschaft gemacht haben, und er hat mir bestimmt zugesagt, mich in Deiner Angelegenheit auf dem Laufenden zu halten.

„Inzwischen hatte Baron Jan bei Deinem Regiments-Chef, beim Baron Dücker, seine Aufwartung gemacht. Dort ist er sehr freundlich aufgenommen worden. „Weder ich, noch einer meiner Offiziere,“ hat der General gesagt, „haben Ihren Neffen auch nur einen Moment in Verdacht falschen Spiels gehabt. Der sehr ruhige und verständige Rittmeister v. Papen hat an jenem Abend, bevor die Gesellschaft das Spielzimmer verließ, auf möglichst genaue Ermittelung des Thatbestandes gedrungen. Man hat namentlich eine genaue Untersuchung der Karten vorgenommen. Ein glücklicher Zufall hat gewollt, daß der Spieltalon, so wie das zweite Spiel, trotz des Gewirrs um den grünen Tisch, noch zusammengelegen haben, so daß an diesem die aufgedeckte Face-Karte und an jenem die en bas-Karte zweifellos erkennbar gewesen sind. Hier wie da zeigte sich der Treffle-König. Sodann hat man die Karten, Blatt für Blatt, auf das Sorgfältigste geprüft. Man hat weder Nadelstiche, noch beschnittene Kartenränder, und keine von alle den Vorbereitungen gefunden, womit falsche Spieler die Karten dem Gefühl erkennbar machen.

„Herr v. Papen hat sofort über den Befund ein Protokoll aufgenommen, welches von sämmtlichen Anwesenden unterschrieben ist. Dieses, wie die versiegelten Karten, sind mir übersendet worden.

„Das Handpferd Ihres Neffen ist mittlerweile hier in Münster eingetroffen und haben sich, bei Untersuchung des Gepäcks, die Kommandogelder und die Papiere in bester Ordnung vorgefunden.

„Nehmen Sie, Baron Leuwaarden," hat der General seine Rede geendet, „die Versicherung, daß ich, an Stelle Ihres Neffen, genau wie er gehandelt haben würde. Ich aber bin ein alter Mann, dessen Ideen von Ehre und Recht mit den Ansichten, welche sich neuerdings Bahn gebrochen und Geltung gewonnen haben, vielfach recht schlecht übereinstimmen. Ich bedaure den braven Jungen und beklage von Herzen, demselben in seiner sehr bedenklichen Lage keinen einwirkenden Beistand leisten zu können."

„Dein Ohm kam sehr vergnügt heim. Da Deine Sache in Betreff des Ehrenpunktes sich so völlig zu Deinen Gunsten herausgestellt hatte, so erschienen dem alten Herrn etliche Knochenbrüche und gespaltene Schädel höchst nebensächlich. Er rechnete für den folgenden Tag auf gleich befriedigende Resultate. Sein Mißvergnügen, als er gegen Mittag von einem Besuche beim Präsidenten des Geheimen Kriegsraths, dem Domherrn v. Ketteler, zurückkam, war um so

größer. Er hatte demselben Dein Gesuch auf freies Geleit mit voller Zuversicht auf sofortige Genehmigung überreicht. Der Herr Präsident hatte indeß mit äußerst kaltem und geschäftsmäßigem Ton entgegnet:

„Ich bedaure das Gesuch zurückweisen zu müssen. Ober-Lieutenant v. Alst hat, wie die Voruntersuchung zweifellos feststellt, des Mißbrauchs der Waffen sich schuldig gemacht und dabei einen seiner Gegner tödtlich verwundet. Außerdem hat dieser Offizier in Raufhändeln einem andern Gegner schwere Körperverletzungen zugefügt. Statt sich den auf diese Verbrechen gesetzten Strafen zu unterwerfen, ist er demnächst flüchtig geworden. Nach der neuern Gesetzgebung ist es völlig gleichgültig, daß sogenannte Ehrenhändel zu diesen Verbrechen die Veranlassung gegeben haben. Diese sind so öffentlich begangen worden, daß wir zur Feststellung des Thatbestandes uns der mündlichen Aussagen des Herrn v. Alst sehr wohl entrathen können. Der Herr Ober-Lieutenant wird, im Falle er sich nicht vor Ablauf des dritten Tages stellt, seinen übrigen Verbrechen das der Desertion hinzugefügt haben. Von „freiem Geleit" kann unter obwaltenden Umständen nicht die Rede sein."

„Der Baron legte eiligst die Uniform eines adeligen Landstands des Hochstifts Münster an, welche ihm das Recht einer sofortigen Audienz beim Fürstbischof, respective bei dessen Stellvertreter, giebt. Er

sah höchst stattlich aus, wie er in der reich mit Gold gestickten rothen Uniform mit grünsammetnen Rabatten und Aufschlägen, in weißen Unterkleidern, die Knie- und Schuhschnallen in Brillanten, im Tressenhut mit weißer Plümage, mit Stock und Degen, in der Portechaise, begleitet von seinen Livréedienern in höchster Gala, zur Kommende des General-Vikars und Statthalters, Freiherrn v. Fürstenberg, sich tragen ließ.

„Der Baron kam sehr verstimmt zurück. Es dauerte lange Zeit, ehe er mir über seine Erfolge Mittheilungen machte. Als er sein mürrisches Schweigen endlich brach, erzählte er den Verlauf seiner Audienz keineswegs ruhig und im Zusammenhang, sondern stückweise mit vielen Verwünschungen auf die neue Zeit und auf die Pfaffenwirthschaft.

„Schon der Empfang hatte ihn befremdet und unangenehm berührt. Wie Du weißt, betrachtete sich der Baron, in Holland wohnend, als Holländer, und war in Folge dessen nur bei großen Veranlassungen, die sein Erscheinen, als Vasall des Hochstifts, nothwendig machten, nach Münster gekommen. Dann hatte er den Fürstbischof stets in aller Pracht in seinem stolzen Schlosse gefunden und geglaubt, daß der berühmte Minister v. Fürstenberg in ähnlicher Art repräsentiren werde. Danach hat er sein Kostüm gewählt.

„Er fand sich sehr enttäuscht, als er in eine ganz schmucklose Domherrn-Kommende eintrat, wo keine

Wache schilderte, keine Livréebedienten Treppen und Gänge belebten, keine Pagen, Hausbeamte und Kavaliere die Vorzimmer füllten, sondern erst auf wiederholtes Klingeln ein alter Diener in grauem, nachläßigem Anzuge erschien und die Anmeldung übernahm. Noch mehr erstaunte der Baron, als er in einem alten, mageren Mann von vorgebeugter Haltung und äußerst schlichtem Wesen, der nach seiner Tracht für einen armseligen Dorfkaplan gelten konnte, den mächtigen Statthalter des Landesherrn, den durch Geist und Kenntniß weitberühmten General-Vikar, Freiherrn v. Fürstenberg, kennen lernte, der ihn in einem Stübchen voller Tabaksrauch empfing, dessen einziger Schmuck schlicht eingebundene Bücher auf Repositorien von unangestrichenem Kieferholz waren.

„Der kluge und mild aussehende Herr hat den Baron sehr artig und zuvorkommend genöthigt, sich zu ihm auf das alte mit Kattun überzogene Kanapée zu setzen. Er hat dem Vortrage, den Dein Ohm ihm hielt, mit großer Aufmerksamkeit zugehört, sodann aber, wenn auch in milder Form, dennoch aber äußerst bestimmt, das Gesuch um freies Geleit abgelehnt und auch die Annahme Deines Abschiedsgesuchs verweigert.

„Ein Offizier, welcher unter Anklage von Kriminalverbrechen steht," sagte er, „kann unmöglich entlassen werden, bis das Urtheil gesprochen ist. Ich

muß Ihnen anheimstellen, Herr Baron, ob Sie, des Abschieds Ihres Herrn Neffen wegen, sich in einem Immediatgesuch an die Gnade Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht nach Hetzendorf wenden wollen. Ich könnte, wenn es durch meine Hände geht, dasselbe nicht befürworten, sondern müßte, um meiner Pflicht zu genügen, eine ablehnende Antwort beantragen, was schmerzlich sein würde."

„Der Herr Ohm hat sich keineswegs ohne Weiteres abweisen lassen, sondern nach seiner Art, frisch und frei von der Leber weg, seine Ansichten über die neuen Duellmandate ausgesprochen. Er vertraute mir an, daß, nach einigen Debatten, bei denen die Excellenz völlig ruhig geblieben sei und ihn mit Gründen der Vernunft und der Religion arg in die Enge getrieben habe, er von seiner Heftigkeit völlig überwältigt ohne Rücksicht auf die Situation endlich ausgerufen habe: „Wenn Soldaten und Kavaliere nicht mehr für ihre Ehre und ihr Leben kämpfen dürfen, dann wäre es besser, sie trügen statt des Degens eine Narrenpeitsche oder einen Fuchsschwanz an der Seite. Ich werde meinem Neffen bestimmt nicht anrathen, in ein Land zurückzukehren, in dem es ein Verbrechen ist, für seine Ehre zu fechten, und eine Missethat, zur Vertheidigung seines Lebens vom Leder zu ziehn. Hier, wo man die Begriffe von Ehre und Mannhaftigkeit ausrottet, hier möchtet Ihr in des Teufels Namen

meinen braven Jungen für einen Hundsfott erklären, sein Bild an den Galgen hängen und ohne Grund den Namen „Alst" schänden, den Namen eines der ältesten Adelsgeschlechter des Landes, in seinem letzten Sprossen. Kein Mann von kavalieren Gesinnungen wird solch' Tollmannswerk ohne Widerwillen und Abscheu betrachten."

„Damit ist der alte Herr ohne Gruß davongegangen. Er war höchst unglücklich in der Idee, durch seine Leidenschaftlichkeit Deiner Sache geschadet zu haben. Er aß zu Mittag keinen Bissen und war vergeblich bemüht, seinen Aerger mit altem Rheinweine hinunterzuspülen und ihn in ungeheuren Rauchwolken verdampfen zu lassen.

„Erst gegen Abend beruhigte er sich einigermaßen, als ein Amtsbote erschien und einen Brief des Statthalters überbrachte, der davon Zeugniß giebt, daß der Herr v. Fürstenberg zu edel gesonnen ist, um sich durch die leidenschaftliche Erregung eines braven Mannes erbittern zu lassen. Hier hast Du den Brief, lieber Max. Der General-Vikar benachrichtigt darin eigenhändig Deinen Ohm, daß er Befehl gegeben habe gegen den Ober-Lieutenant v. Alst nicht als Deserteur zu verfahren, sobald sich derselbe bis zum 27. d. Mittags 12 Uhr in Münster auf der Hauptwache meldet.

„Du hast somit reifliche Zeit zum Ueberlegen."

„Worin meinst Du, Paul, wird meine Strafe bestehn, wenn ich mich dem Kriegsgericht rechtzeitig stelle?"

„Die wird immerhin, auch ohne die Desertion, sehr hoch ausfallen. Die neusten Gesetze, welche ich beim Regiments-Auditeur eingesehn habe, gewähren bei sogenannten Ehrenhändeln für Tödtung oder Verwundung des Gegners durchaus keine Milderung der Strafe, sondern lassen dieselben Strafen eintreten, als wenn Kunz dem Hans in der Schenke den Schädel mit dem Bierkrug einschlägt. Im Gegentheil sollen beim förmlichen Duell höhere Strafmaße eintreten, indem die That mit Ueberlegung geschehen ist, und bei anderen Händeln, in welchen der Degen gezogen wurde, noch eine besondere Strafe, wegen Mißbrauchs der Waffe, hinzutreten.

„Stirbt der Stabs-Rittmeister in Folge der Verwundung, so werden Kassation und lebenslängliche Haft Dich treffen; bleibt er am Leben, so liegt das Verbrechen lebensgefährlicher Verwundung vor, das mit vieljähriger Haft bedroht ist, wozu noch die Strafe für Mißbrauch der Waffe kommt. Gegen den Amts-Adjunkten hast Du das Vergehen schwerer Körperverletzung begangen. Auch die eigenmächtige Entfernung von der Truppe wird eine hohe Strafe nach sich ziehn, weil Du Dich derselben als Führer eines Kommandos schuldig gemacht hast.

„Sehr günstig würde sich der Specialfall, die Verwundung des Stabs-Rittmeisters, gestalten, wenn der Beweis der Nothwehr geführt werden könnte. Leider ist das, wie die Sachen liegen, unmöglich. Hättest Du im Moment, als Herr v. Rixdorf Dich mit gezücktem Degen anfiel, denselben niedergeschlagen, so stände die Nothwehr zweiffellos fest, Du würdest für die Folgen der Abwehr nicht verantwortlich sein und auch die Anklage auf Mißbrauch der Waffe würde völlig hinfällig.

„So liegt indeß, Deiner eignen Aussage nach, die Sache keineswegs. Du räumst ein, den ersten Angriff abgeschlagen zu haben und demnächst, nicht weniger als Dein Gegner, bemüht gewesen zu sein, mit einander wiederum handgemein zu werden. Wo bleibt da die Nothwehr? Ich habe in der Relation über die Vorkommnisse diesen Punkt im Dunklen gelassen, da Du nicht die Verpflichtung hast, zu Deinem Nachtheil auszusagen. Ich hoffe, Deine Richter werden den Beweis, daß Herr v. Rixdorf Dich mit der blanken Waffe angefallen hat, und Du erst durch des Herrn v. Wilbring's Ruf denselben gewahr geworden bist und sodann den Degen gezogen hast, für ausreichend erachten, um darauf die Nothwehr zu begründen.

„Es scheint mir dagegen zweifellos, daß das Kriegsgericht in Betreff der Verwundungen beider

Brüder für Dich mildernde Umstände annehmen wird, da Du von dem einen tödtlich beleidigt und angepackt, von dem andern aber mit gezückter Waffe angegriffen worden bist.

„Ich kann Dir indeß andererseits nicht verhehlen, daß die Brüder v. Rixdorf möglicher Weise berechtigt sind, von Dir Geldentschädigungen für Kurkosten und anderweitige finanzielle Verluste auf dem Wege des Civilprozesses geltend zu machen. Diese können unter Umständen gewaltige Dimensionen annehmen. Wird z. B. der Rittmeister durch seine Verwundung gezwungen, den Abschied zu nehmen, so würdest Du für die daraus erwachsenden Verluste ihn zu entschädigen haben."

Ich kann nicht leugnen, daß mir bei der Aufzählung der Strafen und Verluste, von denen ich bedroht bin, die Geduld riß. „Ich habe mich, nach Deiner Deduktion, lieber Paul, mithin darauf gefaßt zu machen, daß ich kassirt werde, viele Jahre im Gefängniß zubringen muß und einen Theil meines Vermögens verliere, im Falle ich nach Münster zurückkehre."

„Zweifelsohne, mein lieber Max. Du wirst dann aber nicht zum Deserteur. Die Strafen, welche für den Offizier auf Desertion stehn, werden Dir bekannt sein, lieber Max."

„Gewiß! Ich kenne sie sehr wohl. Verlust des Adels, der Orden und Ehrenzeichen, infame Kassation, mehrjährige Festungsstrafe und eine bedeutende Geldbuße. Für den Fall, daß man des Deserteurs nicht habhaft wird, tritt Konfiskation des Vermögens und Anheften seines Bildes an den Galgen hinzu, welche letztere Strafe durch den Zusatz: „Unter Trommelschlag" zu einer scheußlichen Galgenprozession verschärft werden kann."

„Was ist es mit einer solchen Galgenprozession?" fragte Paul. „Ich habe in Münster wohl den Paradegalgen an der Promenade in der Nähe des Zwingers gesehn und neugierig zu den Brustbildern hinaufgeschaut, die in langen Reihen an den Armen des Schandholzes hingen, aber ich habe einer derartigen Exekution in effigie niemals beigewohnt."

„Ich bin schon selbst zu einer solchen Galgenparade kommandirt worden. Sie hat mir einen höchst widerwärtigen Eindruck gemacht, wie wenig ich mir auch träumen ließ, daß ich jemals in Gefahr gerathen würde, in meinem Bilde in ähnlicher Art geschändet zu werden."

„Erzähle mir davon; mich, als Juristen, interessiren derartige gerichtliche Formalitäten."

„Die Galgenparade trat vor dem Schlosse auf dem Neuplatze zusammen und marschirte durch die Hauptstraßen und über die Hauptplätze der Residenz zum Paradegalgen, welcher an der Promenade, dem Zwinger gegenüber, aufgerichtet ist.

„Vorweg ritten, um dem Zuge Platz zu schaffen, zwei Landdragoner mit gezogenem Säbel. Ihnen folgte ein Trompeter, sodann ein Zug Reiter, den Offizier an der Spitze, mit aufgenommenem Pallasch, den Karabiner im Hang. Dem Zuge Reiter folgten der Platzmajor und der Adjutant des Kommandanten. Zwischen beiden ritt der Auditeur, welcher das Schriftstück mit dem Urtheil in der Hand hatte. Nach diesen kamen sechs Tamboure und sechs Pfeifer. Während des Marsches ließen sie unausgesetzt das garstige Musikstück hören, das sehr alt, eine Erbschaft aus den Zeiten Frundsberg's und seiner frommen Landsknechte sein soll, und unter dem Namen „der Laufermarsch" bekannt ist. Du wirst Dich, lieber Paul, vielleicht noch der durch Mark und Bein dringenden Melodie von Münster her erinnern, doch magst Du wohl kaum die derselben untergelegten Verse kennen gelernt haben. Es existiren deren vielerlei, auch fehlen nicht zotige Varianten. Die folgenden, womit die Münster'sche Gassenjugend derartige Executions-Kommandos zu begleiten liebt, sollen aus Preußen stammen:

Derwegen Du bist desertiret,
„Wie de witt, fallra!"
Wird die Trommel heut gerühret;
„Wie de witt, juchhe!"
Derwegen Du bist ausgekniffen,
„Wie de witt, juchheirassa!"
Wird der Laufermarsch gepfiffen,
„Wie de witt, o weh!"

Hier hilft nicht Peter, hilft nicht Paul,
„Wie de witt, fallra!"
Beiß' auf die Kugel, und halt's Maul.
„Wie de witt, juchhe!"
Hier hilft nicht Heulen, Haarausraufen,
„Wie de witt, juchheirassa!"
Hier, Bursche, heißt es Gassenlaufen.
„Wie de witt, o weh!"

Als zweimal Du bist ausgerissen,
„Wie de witt, fallra!"
Da hast Du Spiesruth' laufen müssen,
„Wie de witt, juchhe!"
Zum dritten Mal davon gegangen,
„Wie de witt, juchheirassa!"
Mußt, Hundsfott, Du am Galgen hangen!
„Wie de witt, o weh!"

„Die Verse sind nicht eben anmuthig, Max! Ich weiß auch nicht, was das „Beiß' auf die Kugel" sagen will."

„Das ist sehr einfach, mein Freund. Es gilt bei den Burschen für eine Schande, beim Spießruthenlaufen zu schreien, so wahnsinnig immerhin die Marter auch sein mag. Es nimmt der Delinquent deshalb eine Musketenkugel in den Mund, um darauf die Schmerzen zu verbeißen.

„Hinter den Spielleuten, die den „Laufermarsch" hören lassen, kommt ein zweiräderiger, rothangestrichener hoher Karren, an dessen hinterm Theile eine Winde angebracht ist. Den Gaul führen rechts und links zwei Schinderknechte, baarhäuptig, unrasirt, in

rothen Kitteln. Auf dem Karren sitzt der Scharfrichter. Er trägt über die engen rothen Unterkleider einen weiten schwarzen Mantel und einen hohen schwarzen Filzhut, dessen breite Krämpen herabhängen und das Gesicht des Mannes beschatten. Er hält das Bild des Galgenkandidaten an einem Strick vor sich zwischen den Knieen. Das Bild pflegt liederlich gemalt, aber meist von karikirter Aehnlichkeit zu sein, und zeigt des Inkulpaten Brustbild in Lebensgröße mit dem Strick um den Hals im Armsünderhemde.

„Hinter dem Karren folgt wiederum ein Zug Reiter, deren Offizier indeß nicht vor dem Zuge, sondern hinter demselben reitet. Der ganzen Länge nach wird diese Galgenparade auf beiden Seiten von Mannschaften der Infanterie mit aufgepflanztem Bayonett, die Kugel im Lauf, in Doppelchainen cotoyirt.

„Wenn der Zug auf einem der Plätze anlangt, so bläst der Trompeter an der Tête: „Halt!" Die Spielleute schweigen. Die cotoyirenden Mannschaften der Infanterie machen nach außen Front, und der Zug Reiter an der Queue der Parade schwenkt Kehrt, so daß die Bedeckung allorts gegen das Publikum gewendet ist.

Nunmehr läßt der Platzmajor das Gewehr präsentiren und der Auditeur verliest das Urtheil, worauf zurückfalutirt wird.

„Nunmehr erhebt sich der Scharfrichter und zeigt nach allen Seiten hin dem Publikum, welches die Galgenparade in hellen Haufen zu umdrängen pflegt und Kopf an Kopf an allen Fenstern sichtbar wird, das Bild des Galgenkandidaten.

„Das Publikum ermangelt bei der Gelegenheit nicht, seine Sentiments über das Urtheil abzugeben, entweder durch Ausrufen des Mitleids für den Verurtheilten, oder durch Schimpfworte und Verwünschungen gegen denselben.

„Der Trompeter bläst sodann: „Marsch!" und der Zug setzt sich auf's Neue in Bewegung, während die Trommeln rasseln und die Pfeifen den Laufermarsch quietschen.

„Am Paradegalgen angelangt, werden die vorgenannten Ceremonien wiederholt. Hat der Scharfrichter unter Assistenz seiner Knechte das Bild am Galgen aufgehängt, so stellt sich jeder von ihnen, ehe er von der Leiter steigt, vor das Bild und schlägt mit der flachen Hand, indem er ausspeiet, in das gemalte Gesicht."

„Das ist ja eine scheußliche Ceremonie," sagte Paul empört. „Ich fühle recht lebhaft, wie schwer Dir die Wahl wird zwischen dem Zurückkehren, um harten Strafen entgegenzugehn, und dem Hierbleiben, wodurch Du als Fahnenflüchtiger das Objekt aller dieser Scheußlichkeiten wirst."

„Wohl habe ich eine harte Wahl! Ich sinne und sinne und vermag zu keinem Entschluß zu kommen.

„Nach der Ansicht des überwiegenden Theils meiner Standesgenossen habe ich bisher kein Verbrechen begangen. Ein neues Gesetz, das völlig mit den bisherigen Begriffen von Standesehre im Widerspruch steht, stempelt mich zum Verbrecher. Aber ich habe das Gesetz gekannt! Wollte ich mich demselben nicht unterwerfen, so konnte ich nicht in Diensten eines Kriegsherrn bleiben, welcher es gegeben hatte. Ich habe gegen jenes stillschweigend von mir anerkannte Gesetz gehandelt, es trifft mich somit die Strafe mit vollem Recht. Werde ich fahnenflüchtig, so habe ich keine andere Entschuldigung, als die Furcht vor verdienter Strafe.

„Dagegen muß ich mir wiederum sagen, daß es außer jenem Duellmandat über diese Dinge noch ein ungeschriebenes Gesetz giebt, das Ehrengesetz, die Meinung der Standesgenossen, welche durch das landesherrliche Duellmandat keineswegs außer Kraft getreten und nicht weniger bestimmt den Ueberschreiter zu treffen und zu bestrafen weiß, als die des Landesherrn. Hätte ich des Amts-Adjunkten Beschimpfung geduldet, oder wäre ich vor des Stabs-Rittmeisters Klinge davon gerannt, und hätte ich, statt mich mit Faust und Degen zu wehren, den Weg Rechtens eingeschlagen: was würde für mich die Folge sein,

selbst wenn ich meine Unschuld bewiesen, den Prozeß gewonnen und die Bestrafung der Rixdorfs erstritten hätte?

„Ich würde für meine Lebenszeit der Schande verfallen sein; kein ehrlicher Offizier würde mit mir dienen wollen; mit Schimpf und Hohn würde man mich aus dem Offiziercorps vertrieben haben, und kein anständiger Kavalier mich hinfür seines Umganges würdigen.

„Weder Fürstenmacht noch Gesetzeskraft bieten dagegen Schutz, und ich müßte untergehn, weil ich das Gesetz zum Richter meiner Ehre gemacht, statt mir selbst Richter und Rächer zu sein.

„Und weil ich dem ungeschriebenen Gesetze gefolgt bin, straft mich mein Fürst, der mich nicht schützen kann, wenn ich statt jenem, dem seinigen gehorche. Er sperrt mich ein bis zum Greisenalter, und raubt mir Lebensstellung und Vermögen."

Enschede, den 23. Februar 1799.

Neue Unterredungen mit Paul brachten keine neuen Faktoren und somit auch keine andern Resultate. Außer ihm, dem theilnehmenden Freunde, habe ich während des letzten trüben Tage Niemand gesehen. Den Tag über sitze ich, wie man hier in Holland sehr bezeichnend sagt: „Met de handen in het haar!" Selbst ein rascher Ritt kann meinen

Trübsinn nicht verscheuchen. „Post equitem sedet altra cura!“ Die schwarze Sorge sitzt hinter mir.

Meine Nächte sind entsetzlich. Kaum bin ich eingeschlafen, so ist mir, als erstarre ich allmählich und schrumpfe dabei zu einer Puppe ein. Dabei aber bleibt mir das volle Bewußtsein; ich sehe, höre, fühle, aber, einem Scheintodten gleich, vermag ich mich nicht zu rühren und kein Lebenszeichen zu geben. So stehe ich im Armsünderhemde, mit dem Galgenstrick um den Hals, auf dem Schinderkarren zwischen den Knieen des Scharfrichters. Die Galgenparade umgiebt mich, wir rumpeln unter der Melodie des Laufermarsches, der mir in die Ohren gellt, durch die Straßen. Die Gassenbuben rennen in lichten Haufen nebenher und grölen höhnend:

„Weil Du bist davongegangen,
Muß Dein Bild am Galgen hangen!
Wie de witt juchheirassa!
Wie de witt juchhe!“

Jetzt auf dem Roggenmarkt, dann auf dem Prinzipalmarkte, hebt mich der Henker empor und präsentirt mich ringsum der hohnlachenden Menge. „Kick es, Mäcksken! hät he Di doch kricht?“

Endlich sind wir am Paradegalgen angelangt. Der Henker zieht mich empor. Nun steigt einer der Schinderknechte nach dem andern die Leiter herab und jeder schlägt, vor mir ausspeiend, mich mit seiner stinkenden Hand in das Angesicht.

Dann fahre ich mit einem Aufschrei voll Entsetzen empor. Zitternd und in kaltem Schweiß gebadet liege ich da, mir gellt der Laufermarsch noch in den Ohren, mir brennt die Wange noch von den schimpflichen Schlägen.

Mit der Konsequenz der Fieberträume wiederholt sich der schändliche Spuk, sobald ich, zum Tode ermüdet, wieder einnicke.

In dem Zustande fruchtlosen Grübelns, ewigen Schwankens und erbärmlicher Unentschlossenheit, komme ich mir so elend und unmännlich vor, daß ich kaum wage an meine angebetete Adelheid zu denken, geschweige denn ihr unter die Augen zu treten.

Fünftes Kapitel.

Erlebnisse der schönen Adelheid. — Vetter Achill und seine Helferinnen. — Piet Piepenstock und das Kunst-Rettung. Häusliche Kämpfe.

Enschede, den 25. Februar 1799.

Gestern früh kam Bram (Abraham) Natz, der alte Reitknecht des Onkels Jan, vor die „boompjes“ gesprengt und meldete, nicht eben in straffer soldatischer Haltung, der Baron, welcher gestern von Münster heimgekehrt sei, lasse grüßen und sagen, ich möchte sogleich satteln lassen, um ihn auf einen weitern Ritt nach dem Städtchen Oldenzaal zu begleiten.

„Mein lieber Junge,“ sagte der Oheim, als wir das Thor hinter uns hatten und auf einem elastischen Rasenweg zwischen Wiesen dahintrabten, „bisher habe ich mir eingebildet, nur wir Holländer und vor uns die Franzosen wären verrückt geworden; nun aber habe ich erfahren müssen, daß die Deutschen auf dem besten Wege sind, es gleichfalls zu werden. Vor Allem sind die Pfaffen, welche dort selbst für Soldaten Gesetze schreiben, völlig hirntoll. Was um des

Himmelswillen haben Soldaten Höheres als ihre Ehre? Wenn der Offizier für seine eigne Ehre nicht Blut und Leben einsetzen darf, so ist es meiner Seele eine Tollheit, ihm zuzumuthen, daß er sich für Dinge opfern soll, welche ihm unendlich ferner liegen.

„So viel ich von Offizieren und Kavalieren über Deine Sache habe sprechen hören, so sind alle mit Deiner Handlungsweise einverstanden. Alle freuen sich, daß Du glücklich davongekommen bist und nicht als warnendes Beispiel für Handlungen zu leiden brauchst, welche alle Welt als völlig gerechtfertigt ansieht.“

„So glauben meine Kameraden und Bekannten nicht, daß ich mich stellen werde?“ fragte ich einigermaßen erstaunt.

„Für so einfältig hält Dich kein Mensch, mein lieber Junge. Am Abend vor meiner Abreise sprach ich noch Deinen Freund Wilbring, der von meiner Anwesenheit in Münster gehört hatte und so freundlich war, mich aufzusuchen. Es ist ein prächtiger Mensch, der Dir sehr zugethan ist und Dich herzlich grüßen läßt. Er läßt Dich um des Himmelswillen bitten, nicht zurückzukehren; man sage allgemein, daß man mit der ganzen Schärfe der Gesetze gegen Dich vorgehen werde. „Drei Wege,“ sagte er, „giebt es jetzt für einen Offizier, der das Unglück hat von einem Standesgenossen beleidigt zu werden. Erstens: Er

stellt sich auf den Boden des Gesetzes. Statt sich zu schlagen, reicht er eine Klage auf Ehrenkränkung ein: dann jagt ihn das Offiziercorps, als einen Feigling, zum Teufel. Zweitens: Er schlägt sich, aber desertirt nicht. Dann sperrt ihn das Kriegsrecht Jahre lang ein und dann jagt ihn der Kriegsherr zum Teufel. Drittens: Er macht es wie Max. Er schlägt sich und geht selbst zum Teufel. Das Gesetz notirt ihm ein Verbrechen mehr, es macht ihn als Deserteur ehrlos und hängt ihn in effigie an den Galgen. In den Augen seiner Standesgenossen ist er indeß weder Verbrecher, noch ehrlos. Er ist ein Märtyrer seiner kavalieren Gesinnung, dessen höchstes Gesetz der Ehrbegriff der Genossenschaft ist.

„Dieser dritte Weg wird wohl die allgemeine Heeresstraße aller derjenigen werden, welche das Unglück haben, in Konflikt zwischen Gesetz und Standesehre zu kommen. Viele, viele brave Offiziere werden nach unserm Max den Weg betreten!"

„Dein Freund Wilbring hat ganz mein Herz gewonnen. Er hat versprochen, zu mir an die holländische Grenze zu kommen, wenn ihn auch gerade nicht die Noth dorthin treibt.

„Durch meine Bekanntschaft mit Graf Balk bin ich mit mehreren der Münsterländischen Edelleute zusammengetroffen und war erfreut, daß sie Dein Betragen durchweg correkt fanden und Dich nicht als

einen Verbrecher verdammten, sondern wie einen Unglücklichen beklagten. Alle nahmen als selbstverständlich an, daß Du nicht zurückkehren werdest.

„Im Grafen Balk habe ich einen sehr bedeutenden Kunstkenner gefunden, dessen Interesse für Malerei dem meinigen nicht nachsteht. Seine Liebhaberei ist besonders auf historische Bilder gerichtet, und dadurch neigt er vorzugsweise den italienischen und spanischen Meistern zu. Er besitzt indeß eine Menge trefflicher Genrebilder und Landschaften aus der deutschen und niederländischen Schule, nach denen mich gelüstet. Wir gedenken so einen Austausch im Großen vorzunehmen. Er wird zu diesem Zweck hierher kommen. Natürlich können wir ein derartig schwieriges Geschäft nicht ohne fremde Beihülfe abmachen, wir brauchen dazu unparteiische Helfer. Der Graf gedenkt aus Münster als seinen Beistand einen alten Herrn von Zur Mühlen mitzubringen, und ich will in Oldenzaal einen Maler van Nies aufsuchen, einen feinen Kenner, welcher meine Sammlung oft besucht und auch in der Historienmalerei große Kenntniß besitzt, damit er mir zur Seite steht. Der Münster'sche Maler Rinklake, den Du wohl persönlich kennst, soll bei der Taxe der Bilder den Obmann abgeben. Meine Galerie ist weit reicher an Gemälden, die in seinen Kram passen, als die seine an Bildern, die ich begehre. Da überdem momentan die Italiener und die historischen

Bilder weit höher im Preise stehn als seine Tauschobjekte, so hoffe ich bei diesem Handel ein nettes Sümmchen von dem reichen Grafen herauszubekommen. Und das kommt mir jetzt grade recht. Ich gedenke ein Kapital für Adelheid zu deponiren, damit das liebe Kind, wenn mich der Tod überraschen sollte, doch einigermaßen unabhängig dasteht und sie schlimmsten Falls, bis sie zum Genuß der Stiftspräbende kommt, zu leben hat.

„Mich drängt es, für Adelheid nach Kräften Sorge zu tragen, zumal die Tage, welche das arme Ding bei uns genießt, wahrhaftig keine freudenvollen sind."

„Ist denn die Adelheid so ganz verlassen und arm, lieber Onkel?"

„Davon will ich Dir auf dem Heimritte erzählen, mein lieber Junge. Es ist eine weitläuftige Geschichte, von der es indeß gut ist, daß sie zu Deiner Kenntniß kommt."

Die Geschäfte in Oldenzaal waren bald erledigt. van Nies hatte zugesagt und wir saßen, nachdem Roß und Reiter sich gestärkt hatten, wieder im Sattel, die Pferdeköpfe der Heimath zugewendet. Nachdem der Ohm sich eine Pfeife angezündet hatte, erzählte er mir, während wir gemächlich daher ritten, die Erlebnisse der schönen Adelheid.

Als Baron Jan v. Leuwaarden im Jahre 1765 in Tübingen studirte, besuchte auch der Erbprinz von H.

diese Hochschule. Es galt unter den Studenten für eine besondere Auszeichnung, dem Umgangskreis des Prinzen anzugehören. Der holländische Baron und zwei schwäbische Freiherrn, die Brüder Ulrich und Marius v. Hohenlandenberg, standen dem hohen Herrn besonders nahe. Die letztern waren staatliche junge Männer, einem reichsritterlichen Geschlecht entstammt, dessen Hauptsitz, Burg Esch, in der Nähe der Universitätsstadt lag und dem ältern Bruder gehörte. Sie selbst, bis auf eine geringe Rente vermögenslos, waren darauf angewiesen, sich durch eigne Kraft den Lebensweg zu bahnen. Marius besaß bereits das Patent eines kaiserlichen Husaren-Lieutenants; Ulrich wollte sich der Verwaltung widmen.

Der Stammherr v. Hohenlandenberg hatte wiederholt die Ehre, den Erbprinzen mit seiner Suite und den ihm befreundeten Studenten bei sich zu sehn. Bei einer solchen Gelegenheit hatte Baron Jan die Bekanntschaft seiner späteren Gattin gemacht.

Die Zeit dieses angenehmen Zusammenlebens dauerte nicht lange. Nach Beendigung des Semesters trat der Erbprinz eine mehrjährige Reise an, auf welcher ihn Ulrich v. Hohenlandenberg in der Eigenschaft eines Hofkavaliers begleitete. Marius ging nach Ungarn, um in den Dienst zu treten. Der Baron Leuwaarden dagegen blieb noch zwei Semester in Tübingen und brachte sodann die Reichsfreiin

v. Hohenlandenberg aus dem Hause Esch als seine Gattin mit in die holländische Heimath.

Nach mehr als zwanzig Jahren machte der Baron mit seiner Gemahlin, welche inzwischen kränklich geworden und der von den Aerzten Bergluft angerathen war, eine Reise nach Tyrol. Sie besuchten bei dieser Gelegenheit die süddeutschen Verwandten, mit denen die Verbindung eine sehr lose geworden war. Auf Burg Esch fanden sie das Leben in recht betrübender Weise verändert. Der Stammherr war mit Hinterlassung einer zahlreichen Familie in schlechten pekuniären Verhältnissen gestorben. Die Wittwe, durch fortwährende Bedrängnisse scharf und unverträglich geworden, machte dem schwägerlichen Ehepaar den kurzen Aufenthalt auf Burg Esch wenig erfreulich. Desto angenehmer verlief der Besuch am Hofe zu H. Sie fanden dort Ulrich v. Hohenlandenberg als Hofmarschall, und Marius als Oberstallmeister und Flügel-Adjutanten des Fürsten vor, welcher sich des Studentenlebens in Tübingen noch mit Freuden erinnerte und den Baron Leuwaarden, wie seine Gattin, mit großer Huld als alte Bekannte aufnahm.

Der Hofmarschall hat jung eine hochgebildete und schöne, jedoch völlig vermögenslose Dame geheirathet. Er war Vater eines Sohnes, Florian, welcher damals vier und zwanzig Jahre zählte, und einer bei weitem jüngern Tochter. Florian bekleidete bereits den Posten

eines dienstthuenden Kammerjunkers und eignete sich durch seine schöne Erscheinung, wie durch die Feinheit seines Benehmens, durchaus zum Hofkavalier. Adelheid, die schöne Adelheid, damals eine kaum erblühte Jungfrau, war von ihrer trefflichen Mutter streng und fromm erzogen und von aller höfischen Frivolität auf das sorgfältigste fern gehalten worden.

Der Fürst hatte sich unmittelbar nach Antritt seiner Regierung mit einer Prinzeß aus königlichem Hause vermählt, die stolz, herrschsüchtig, von an Geiz grenzender Sparsamkeit und einer Frömmigkeit war, welche in Bigotterie ausartete und keinen Frohsinn aufkommen ließ. Die Ehe war um so freudloser, als sie auch kinderlos blieb. Der hohe Herr schien mehr und mehr den Lebensmuth zu verlieren und war, wie der ganze Hof, mit der Zeit träge und langweilig geworden.

Einige Jahre vor Baron Jan's Ankunft war die Fürstin gestorben. Der Fürst hatte sich zum zweiten Mal mit einer jungen, schönen und äußerst lebenslustigen Prinzeß aus einem kleinen armen Hause vermählt. Damit hatte, wie durch den Klang von Hüon's Zauberhorn, sich plötzlich die Physiognomie des Hofes geändert. Ein heiteres Leben, in dem sich Fest an Fest reihte, hatte sich in der Residenz entfaltet. Der Fürst hatte die Trägheit von sich geworfen und aufgehört ein alter, mürrischer Mann zu sein. Das muntere Getreibe der Jugend erheiterte

ihn; das Bellen der Hunde, das Knallen der Büchsen und das Wiehern der Rosse erfreute auf's Neue sein Herz. Man sah ihn auf flüchtigem Renner, an der Seite der Gattin, kühn der Meute folgen, und er lenkte sein herrliches Viergespann eigenhändig mit Kraft und Gewandtheit.

Die Herren v. Hohenlandenberg hatten bei diesem Uebergange von der Strenge zur Fröhlichkeit nichts an Macht und Ansehn bei Hofe eingebüßt. Sie wurden in auffallender Art von der jungen Fürstin begünstigt, deren Herrschaft über den Fürsten die Hindernisse hinwegräumte, welche von ihnen nicht bewältigt werden konnten.

Dem natürlichen Scharfblick des Baron Leuwaarden war es indeß keineswegs entgangen, daß die Macht der Fürstin und der Hohenlandenberge keineswegs unbeneidet und unangefochten war. Hier, wie an andern Höfen, gab es Parteiungen und Intriguen. Die Gegner der herrschenden Partei, die Frommen des vorigen Regimes, umschlichen lauernd und spionirend ihre Widersacher und sammelten mit Eifer alle Daten, die denselben einst schädlich werden konnten, zur künftigen Abrechnung. Vor der Hand waren sie eifrig bemüht, hinter beifälligem Lächeln, höchster Dienstbeflissenheit und Unterthänigkeit ihre feindlichen Gesinnungen zu verbergen.

Der Hofmarschall, wie hoch er in Gunst des fürstlichen Paares stand und wie angenehm er auch situirt schien, hatte außer jenen Widersachern doch noch einen andern Feind, der ihm das Leben verbitterte. Er klagte gegen seinen Schwager vielmals über den trüben Stand seiner Vermögensverhältnisse. Sein Gehalt entsprach keineswegs dem Aufwande, zu dem seine Stellung ihn zwang. Der Luxus, den die junge Fürstin trieb, nahm die Schatulle des hohen Herrn nicht weniger in Anspruch, als die Gaben der christlichen Liebe und die frommen Werke, welche die Hochselige für den Fürsten als nothwendig erachtet hatte, während sie ihr eigenes Einkommen sparte, um dasselbe einstens an ihre Familie zurückfließen zu lassen. Auf eine Verbesserung seines Gehaltes mochte der Hofmarschall, dem die Leere der Kassen am besten bekannt war, nicht dringen. Der Ober-Stallmeister befand sich keineswegs in einer besseren Lage: im Gegentheil war er tief verschuldet, wiewohl sein Gehalt höher und er unverheirathet war. Er lebte indeß äußerst üppig, liebte die Weiber, und spielte eben so leidenschaftlich, als unglücklich.

Alle diese Misère war dem Publikum unter äußerem Glanz verborgen. Auch die Baronin v. Leuwaarden hatte davon keine Ahnung. Sie freute sich des Ansehns und der Macht ihrer Brüder und zählte die Zeit ihres Aufenthalts am Hofe zu H., welcher sich

weit über die festgestellte Frist hinausdehnte, zu den angenehmsten Erinnerungen ihres Lebens.

Es waren einige Jahre in's Land gegangen, ohne daß Baron Leuwaarden Nachrichten von der Familie seiner Gattin in Süddeutschland, außer der Trauerbotschaft vom Tode der Hofmarschallin, erhalten hatte. Ein halbes Jahr darauf kam ein Schreiben des Ober-Stallmeisters an, worin dieser den plötzlichen Tod seines Bruders Ulrich, des Hofmarschalls, meldete.

Der Fürst hatte in Begleitung des Hofmarschalls, mit einem englischen Viergespann, das er selbst lenkte, eine Spazierfahrt in die Berge gemacht. Ohne zu hemmen war er in einem raschen Tempo einen steilen Bergabhang hinabgefahren. In lebhaftem Gespräch begriffen, hatte er auf die sonst sehr sichern Pferde zu wenig geachtet. Sie waren ihm plötzlich hart geworden und schließlich, trotz der vereinten Kraftanstrengung beider Herren, in sausender Carrière durchgegangen. Eine kurze Biegung des Weges brachte den Wagen in's Schleudern. Er schlug um, die Insassen wurden weit fort geworfen und stürzten mit großer Gewalt auf die felsenharte Chaussee. Dem Hofmarschall war der Schädel zerschmettert; er starb nach wenigen Minuten. Der Fürst hatte den Schenkelhals gebrochen, den Knochen, vermittelst dessen das Schenkelbein in das

Becken eingelenkt ist; eine lebensgefährliche Verletzung, welche äußerst selten völlig geheilt wird.

Der Fürst machte sich auf seinem Schmerzenslager die heftigsten Vorwürfe, durch sein nachlässiges Fahren den Tod seines alten, treuen Freundes verschuldet zu haben. Um die ungünstige finanzielle Lage der Familie, von welcher der Fürst jetzt erst erfuhr, einigermaßen zu verbessern, ernannte er den Sohn des Verstorbenen zum Reise-Stallmeister, und Adelheid zur Hofdame seiner Gemahlin, beide mit ungewöhnlich hohem Gehalt, so daß ihre Lage als eine völlig gesicherte zu betrachten war.

Es hatte sich ein Testament vorgefunden, worin der Hofmarschall den Oheim seiner Kinder, den Baron Jan v. Leuwaarden, bat, die Vormundschaft über Adelheid anzunehmen. Dieser nahm dieselbe an und setzte sich mit einem Notar, welchen er in H. kennen und schätzen gelernt hatte, in Verbindung. So genau der Verstorbene die Rechnungen der fürstlichen Hofhaltung geführt hatte, so wenig geordnet fand man seine eignen. Die finanziellen Verhältnisse waren höchst verwirrt und liefen mit den Schulden des Sohnes und Bruders, denen der Hofmarschall vielfach Gelder vorgestreckt und für die er sich mehrfach verbürgt hatte, kraus durcheinander.

Als endlich das Wirrsal abgewickelt und der Stand der Angelegenheiten klar gelegt worden war, trat das betrübende Resultat zu Tage, daß für die Kinder

nichts übrig blieb — gar nichts — nicht einmal die Pretiosen, welche der alte Hofmann, als Geschenke hoher Herrschaften, in großer Zahl besessen hatte.

Nach dem Tode des Hofmarschalls waren kaum zwei Jahre verflossen, als der Baron Leuwaarden einen Brief von seinem Mündel Adelheid erhielt, der, von Burg Esch datirt, ihn in große Bestürzung versetzte. Er hatte mit der jungen Dame seit Uebernahme der Vormundschaft in ununterbrochener Correspondenz gestanden und ihren offenen, wahrhaften Charakter, ihren klaren Verstand, so wie ihr Entferntsein von allen Gefühls-Uebertreibungen und mädchenhaften Phantasieen zu wohl kennen gelernt, um die Bedeutung ihres Hülfs- und Nothschreies, welchen das Schreiben enthielt, nicht ausreichend zu würdigen. Adelheid meldete darin, daß sie sich vom Hofe zu H. nach Burg Esch geflüchtet habe. Dort aber könne auf die Dauer unmöglich ihres Bleibens sein; sie flehe den Oheim und Vormund an, sich ihrer, der jedes Schutzes Beraubten, in ihrer gänzlichen Verlassenheit zu erbarmen.

„Ich kann Ihnen," hieß es in dem Schreiben, „nicht einmal den wahren Sachverhalt der Begebenheiten, welche mich vom Hofe verbannt und in meine jetzige hülflose Lage versetzt haben, mittheilen. Wenn ich auch nicht die eidliche Versicherung hätte geben müssen, mein Leben lang darüber zu schweigen, so ist mir der Zusammenhang der Thatsachen, welche die Katastrophe herbeigeführt hat, doch selbst dermaßen unklar, daß ich nicht im Stande bin, Ihnen darüber irgend welche Aufschlüsse zu geben. Ich vermag Ihnen, mein theurer Oheim, nur das zu berichten, was mich persönlich betroffen hat.

„Ohne daß irgend eine besondere Begebenheit den Train des gewöhnlichen Hoflebens unterbrochen hätte, ohne daß ich mit irgend wem in Zwistigkeit gerathen oder in außerordentliche Beziehung getreten wäre, wurde mir eines Tages von der Frau Oberhofmeisterin Stubenarrest angekündigt. Jede Frage über den Grund dieser Maßregel blieb unbeantwortet. Daß etwas Erhebliches vorliegen müsse, wurde mir bald klar, da eine Schildwacht vor meiner Thüre aufzog, meine Sachen von Gerichtsherren durchsucht, Schubladen und Koffer ausgekramt und Alles, was einem Stückchen beschriebenen Papiers ähnlich war, mit Beschlag belegt wurde. Sie machten daraus ein großes Packet, das mit einem Gerichtssiegel verschlossen wurde, und nahmen es mit sich.

„Demnächst sind andere Herren vom Gericht zu mir gekommen, die mir eine Menge von Fragen vorlegten, von denen ich einige nicht verstand und andere nicht beantworten konnte. Meine Aussagen hat man niedergeschrieben und ich habe sie schließlich unterzeichnen und beschwören müssen."

„Nachdem ich eine Woche Arrestantin gewesen war und mehrere Verhöre erduldet hatte, verkündete mir die Oberhofmeisterin die Freiheit, zugleich aber auch meine Entlassung aus dem fürstlichen Dienst und Verweisung aus dem Fürstenthum. Auf meine Frage, was ich verschuldet, habe ich keine Antwort erhalten. Mit Ausnahme meines Anstellungsdekrets sind mir meine Papiere zurückgestellt worden. Die Oberhofmeisterin fragte an, wohin ich mich zu begeben gedächte. Als ich die Entscheidung von einer Berathung mit meinem Bruder und Oheim abhängig machte, sagte sie mir, daß beide gleichfalls des Dienstes entlassen und bereits abgereist seien. Darauf habe ich gebeten nach Burg Esch gebracht zu werden, was man genehmigte.

„Ich drückte schließlich den Wunsch aus, mich von den hohen Herrschaften verabschieden zu dürfen. Man erwiederte, daß der Fürst verhindert sei, mich zu empfangen; die Frau Fürstin sei nicht anwesend und würde für's Erste auch nicht zurückerwartet.

„Unter dem Schutze einer alten Kammerfrau bin ich in einer Hofequipage bis an die Grenze des Fürstenthums gebracht worden. Dort erwartete uns eine Extrapost, welche uns nach Burg Esch führte.

„Meiner Tante auf Esch bin ich ein wenig willkommener Gast. Die dortigen Verhältnisse sind zu trübselig, um einen längeren Aufenthalt zu gestatten."

Baron Jan in seiner Pflichttreue hat sich sofort mit Extrapost nach Esch und von da nach H. begeben, um klare Einsicht in die Sachlage zu gewinnen.

Im Notar, mit dessen Hülfe er den Nachlaß des Hofmarschalls geordnet hatte, fand er die geeignete Persönlichkeit, über die betreffenden Vorkommnisse Aufschluß zu erhalten. Er erfuhr Folgendes:

Der Fürst war durch den unglücklichen Sturz mit dem Wagen, trotz vieler Aerzte und Bäder, zum elenden Krüppel geworden, der ohne Beschwerden weder stehen, noch gehen konnte. Dadurch wurde ihm die Theilnahme an den Unterhaltungen und Festlichkeiten, welche die junge Fürstin nicht entbehren mochte, verleidet. Die Lebenswege der hohen Herrschaften gingen allmählich mehr und mehr auseinander, und das früher so innige und zärtliche Verhältniß erkaltete zusehends. Der Fürst gab der seiner Gemahlin abgeneigten Partei der Frommen Gehör, und erblickte in der Vergnügungssucht der jungen Frau eine grobe Vernachlässigung seiner Person und eine sträfliche Lieblosigkeit. Nach ausreichender Vorarbeit begann jene Partei von einer unglücklichen Neigung der Fürstin zu flüstern, und es gelang ihr, die Eifersucht des Fürsten rege und Florian v. Hohenlandenberg, den jungen, eleganten Reise-Stallmeister, zum Gegenstand derselben zu machen. Wiewohl Adelheid durchaus keine Favorite der Frau Fürstin war, sondern sie wohl die letzte aus dem

ganzen Hofstaat gewesen wäre, welche die hohe Dame zu ihrer Vertrauten gemacht hätte, so wurde sie, wie ihr Oheim Marius, dennoch dem Fürsten, als in die Intrigue verwickelt, denuncirt.

Eine Lieblingsunterhaltung der Fürstin war Spazierenreiten. Fast täglich sah man sie zu Pferde die Stadt passiren. Ihr zur Seite ritt der Ober-Stallmeister v. Hohenlandenberg, unmittelbar hinter ihr der junge Reise-Stallmeister mit seiner Schwester, der Hofdame von Hohenlandenberg, sodann folgten in ehrerbietiger Entfernung der Mohr und der Kammerhusar als Nachreiter. Jeder, der den kleinen Zug schöner Menschen auf stolzen Rossen, Alles in höchster Eleganz, erblickte, freute sich des herrlichen Anblicks.

Die Fürstin liebte es, andauernd in äußerst starken Tempos zu reiten. Da ihre Hofdame nicht immer mit Pferden beritten war, welche den ausgezeichneten englischen Blutpferden der hohen Dame zu folgen vermochten, so kam es mehrfach vor, daß der Zug, wenn er im Freien angekommen war, sich theilte. Die Fürstin ritt sodann in der Regel mit dem Ober-Stallmeister, gefolgt von ihrem Mohren, vorweg und bezeichnete dem nachfolgenden Geschwisterpaar Zeit und Ort des Rendezvous, um später vereinigt zur Stadt zurückzukehren.

Böse Zungen behaupteten seit längerer Zeit, es sei nicht immer Sr. Excellenz der Ober-Stallmeister,

welcher die Ehre habe, Ihre Durchlaucht auf diesen forcirten Ritten zu begleiten, sondern mehrentheils der schöne Reise-Stallmeister. Allerdings sei dieses bei dem scharfen Galopp, in dem man den kleinen Zug meist vorbei fliegen sah, aus einiger Entfernung schwer mit Gewißheit zu bestimmen, da Onkel und Neffe in der Figur und in der Haltung zu Pferde große Aehnlichkeit hatten und überdem dieselbe Uniform trugen.

Die Partei der Frommen hat zweifelsohne eine ausreichende Zahl Aufpasser auf die Beine gebracht, um die interessante Kavalkade aus nächster Nähe beobachten und den Thatbestand feststellen zu lassen.

Später flüsterte man sich am Hofe, und bald auch in der Stadt, geheimnißvoll zu, die Fürstin und ihr Begleiter, in dem man zweifellos den Reise-Stallmeister, Florian v. Hohenlandenberg, erkannt habe, seien wiederholentlich sowohl in der Nähe des Jagdpavillons, wie auch bei der Eremitage vom Pferde gestiegen und hätten längere Zeit in diesen Etablissements sich verweilt, während der treue Mohr mit den Pferden in einer Walddickung ihrer Rückkehr geharrt habe.

Dann hatten plötzlich Gerüchte von wichtigen Vorgängen bei Hofe sich in der Stadt verbreitet. Die Frau Fürstin, hieß es, sei nach einer heftigen Scene mit Serenissimus, bei Nacht und Nebel, ohne jede Vorbereitung und ohne alle andere Begleitung als

eine alte Kammerfrau und einen Diener, nach ihrer Heimath abgereist. Der Ober-Stallmeister, so wie das Geschwisterpaar v. Hohenlandenberg, seien verhaftet worden, ebenso der Mohr und der Kammerhusar.

So viel stand fest, die Fürstin, die Hohenlandenberge, der Mohr und der Kammerhusar waren vom Hofe verschwunden. Man fabulirte über deren Verschulden und Verbleiben die wunderbarsten Dinge, während alle, welche darum wissen konnten, sich in tiefes Schweigen hüllten.

Weiter wußte der Notar nichts und lehnte jede Betheiligung zu nähern Nachforschungen entschieden ab. Als der Baron Leuwaarden ihn fragte, welche Wege er einzuschlagen habe, um über den Verbleib der beiden Herren v. Hohenlandenberg Nachrichten zu erhalten, oder in welcher Weise man solche zu erzwingen vermöge, hat der vorsichtige Herr die Achseln emporgezogen und lächelnd geantwortet:

„Sr. Durchlaucht ist souverainer Fürst und wird schwerlich irgend wem über sein Thun und Lassen Rechenschaft geben. Nöthigenfalls wird er den Baron v. Leuwaarden zu dem Herrn Schwager und Neffen einsperren lassen, ohne zu befürchten, deshalb mit dem Bischof von Münster in Krieg zu gerathen, oder sich einer Reichsexekution auszusetzen.“

Baron Jan machte wiederholt vergebliche Versuche, zu einer Audienz beim Fürsten zu gelangen.

Von den Beamten wurde er mit der größten Artigkeit empfangen, er erhielt jedoch, von allen völlig übereinstimmend, die Antwort, daß sie bedauerten nicht ermächtigt zu sein, ihm über irgend etwas, was sich auf diese Angelegenheit beziehe, Auskunft zu geben.

Baron Jan hat sodann Adelheid mit sich in die Heimath genommen, und befürchtend, daß die Gesundheit der an Bergluft Gewöhnten in der Froschburg Diepenbroick leiden könne, dieselbe nach Rozenhaag gebracht. Er ist fest überzeugt, daß Adelheid noch heute keine Ahnung von den Vorgängen am Hofe zu H. hat. Dafür spricht auch ein Brief, welchen sie zu ihrer unaussprechlichen Freude von ihrem Bruder erhielt und den sie sofort ihrem Vormunde mittheilte. Florian schrieb darin:

Durch Eid und Ehrenwort gebunden, sei ihm verwehrt, Mittheilungen über die Katastrophe in H., so wie über das Schicksal des Oheims Marius zu machen. Er beklage tief, daß Adelheid, völlig unverschuldet und ohne alle Kenntnisse jener Vorgänge, mit in Unheil gerathen sei. Es wäre ihm jetzt gelungen, am Kur-Pfälzischen Hofe eine Anstellung als Hofkavalier zu erhalten. Sein Gehalt sei indeß so knapp bemessen, daß er sich nur mit den größten Entbehrungen durch das Leben zu schlagen vermöge. Er hoffe indeß, sich mit der Zeit so weit empor zu

arbeiten, daß er seine Schwester werde unterstützen können.

„Ich darf Dir, mein lieber Max, nicht verschweigen," endete der Ohm Jan seine Erzählung, nachdem er seinen kurzen Thonstummel wieder gestopft, mit nie fehlender Virtuosität auf Einen Schlag den Schwamm entzündet und den Nasenwärmer sorgfältig angeraucht hatte, „daß ich, trotz unserer Verabredung das Weibervolk nicht mit Deinen Angelegenheiten bekannt zu machen, dennoch derselben zu Gunsten Adelheid's untreu geworden bin. Das Mädchen war verwundert, daß Du seit mehreren Tagen Deine Besuche im Rozenhaag eingestellt hattest, wiewohl sie von Fränz erfahren, daß Du öfters ausgeritten bist. Ich bin gewiß, daß Adelheid ihre Zunge hütet. Das liebe Kind war über Deine traurige Lage recht betrübt. „Je mehr ich über die Situation nachdenke, in welcher sich Max befindet," sagte sie mir beim Abschied, „um so schwieriger finde ich die Entscheidung, die er zu treffen hat. Gott gebe, daß er das Rechte wählt! Uns bleibt nichts, als für ihn zu beten."

Enschede, den 26. Februar 1799.

Paul, vom Onkel Jan zu mir geschickt, theilte mir mit, daß Vetter Achill gestern Abend mit Extrapost im Rozenhaag angekommen ist. „Deine drei

Freundinnen," sagte er, „haben ihn ohne Zweifel eiligst verschrieben, um Dich und Adelheid auseinander zu halten. Dein Oheim findet es angemessen und sogar, wofern Du Dich nicht in Münster stellen willst, für nützlich, Deinem Vetter in Bezug auf Deine Lage reinen Wein einzuschenken. Achill wird sich bei seiner Neugier schwerlich mit allgemeinen Phrasen abfinden lassen und er kann, bei der Menge seiner Bekannten in Münster, leicht das, was er zu wissen wünscht, ohne unser Zuthun erfahren. Er wird Dich heute Vormittag besuchen und da hast Du hinreichende Gelegenheit Dich auszusprechen."

Gegen Mittag rollte der ganz gedeckte Wagen der Tante vor, und Achill trat, nach vorhergegangener Anmeldung durch den Kellner, bei mir ein.

Mein Vetter hat sich so stark verändert, daß ich ihn, bei einer Begegnung auf der Straße, wohl schwerlich wiedererkannt haben würde. Sein Aeußeres hält zwischem dem, was Onkel Jan darüber sagte und dem, was Cousine Agnes darauf erwiderte, so ziemlich die Mitte. Er sieht für seine Jahre alt, dabei verlebt und kränklich aus. Die langen, spärlichen, aschblonden Haare, welche, in der Mitte gescheitelt, zu beiden Seiten bis zur Schulter schlicht herabhängen und fast zur Hälfte die bleichen, eingefallenen Wangen bedecken, mögen das Ihrige zu dem elenden Aussehn beitragen. Die Augen sind meist von den

echauffirten Augenlidern halb bedeckt und haben einen müden und in sich gekehrten Ausdruck. Achill hat die Angewohnheit der Kurzsichtigen, welche die Augen, sobald sie schärfer sehn wollen, zusammenkneifen, in so hohem Grade angenommen, daß die Farbe derselben selten erkennbar wird und sie für die Beurtheilung der Seelenthätigkeit des jungen Staatsmanns so wenig Aufschluß geben, als ob er eine Brille mit blauen Gläsern trüge. Der Mund ist an sich hübsch geschnitten, aber die Lippen sind schmal und blutlos und ein hochmüthig spöttischer Zug zuckt in den Mundwinkeln. Seine hagere, stark vorgebeugte Gestalt, war in einen Schanzläufer von dickem, sandfarbenem Tuch gehüllt, der, bis auf die Knöchel reichend und mit einer Menge übereinander fallender Kragen versehn, seine Haltung nicht eben anmuthiger machte. Die weiße Mousselinmasse, welche seinen Hals in solcher Weite und Höhe umgab, daß sein Kinn oftmals ganz darin verschwand, ließ das Gesicht unverhältnißmäßig klein erscheinen. Hände und Füße zeigen auffallend schöne Formen, und man gewahrt leicht, daß Achill ihrer Konservirung, ihrem Schmuck und ihrer Bekleidung alle Beachtung schenkt.

Als Achill nach den ersten Begrüßungen Platz genommen und die Pfeife abgewehrt hatte, sagte er, nachdem er die weichen dänischen Handschuhe von der weißen, ringgeschmückten und spitzenumwogten

Hand gestreift und sodann mit feinstem Anstand eine Prise aus goldener Dose genommen hatte, mit leiser Stimme in französischer Sprache:

„Ich bin sehr erfreut, mein lieber Vetter, Dich nach vielen Jahren einmal wiederzusehn, beklage aber gleichzeitig, daß, wie mir die Damen andeuteten, der Grund Deines Aufenthalts in diesem armseligen Neste und in dieser elenden Kneipe kein angenehmer ist. Natürlich waren die Damen von dieser Angelegenheit schlecht unterrichtet. Sie reizten durch Andeutungen von Duellen und Rencontres nur meine Neugierde, ohne sie befriedigen zu können."

„Dein Vater, lieber Achill," antwortete ich ihm auf deutsch, „fand es nicht angemessen, den Damen Details mitzutheilen, indem er befürchtete, daß dadurch meine Angelegenheiten in's Publikum kommen und mehr Aufsehn erregen würden, als mir angenehm sein kann. Dir gegenüber mache ich durchaus kein Geheimniß aus der Sache."

Ich erzählte sodann meinem Vetter die Vorkommnisse, so wie die Erfolge der Reise nach Münster.

„Du hast Dich, lieber Max," sagte er mit theilnehmendem Tone, „also grade jetzt zu entscheiden, ob Du Dich als warnendes Beispiel auf Lebenszeit willst einstecken lassen, oder ob Du Heimath und Lebensstellung für immer aufgeben willst.

„So sehr ich selbst Patriot und in jedem Moment

bereit bin, für mein Vaterland die größten Opfer zu bringen; so sehr ich ferner die Angemessenheit jener Gesetze, die Dich verurtheilen werden, anerkenne und die Ausrottung der thörichten Ehrbegriffe, dieses Restes mittelalterlichen Faust- und Fehderechtes, so wie die strikte Durchführung der Gleichheit vor dem Gesetze für geboten erachte: so würde meine Bürgertugend doch schwerlich so weit gehn, daß ich in Deiner Lage, nachdem ich glücklich der strafenden Hand des Gesetzes entronnen wäre, mich zur ewigen Haft stellen würde. Von Dir aber, welcher die Trefflichkeit jener Gesetze durchaus nicht anerkennt; von Dir, welcher vielmehr, als ein Recht seines Standes, die eigenmächtige Wahrung seiner Ehre mit der Waffe in der Hand beansprucht; von Dir wird kein vernünftiger Mensch verlangen, daß Du für die Durchführung jener Gesetze Dich zum Märtyrer machst. Verzeihe mir, Max, wenn ich, ein Niederländer, dessen Blut doch auch nicht eben in Sturmeseile durch die Adern rast, sondern ruhig genug strömt, um das Für und Wider eines zweifelhaften Falles bedächtig abwägen zu lassen, verzeihe mir, wenn ich Deine Zweifel, welchen Weg Du einzuschlagen hast, als eine deutsche Schwerfälligkeit betrachte.

„Was kann man Dir, dem die ganze weite, weite Welt bis auf das winzige Münsterländchen offen steht, schließlich anhaben, wenn Dich das Kriegsgericht

auch mit den höchsten Strafen belegt und wenn Dein hochwürdiger Landesherr, der dicke Max Franz, der sich in Hetzendorf die Schnitzel und Brathennerln so trefflich schmecken läßt, das Urtheil pure bestätigt?"

„Und rechnest Du die Schande für nichts, Achill? Würde es Dir gleichgültig sein, wenn Du in allen öffentlichen Blättern für einen Deserteur erklärt und steckbrieflich verfolgt würdest, und wenn schließlich nach Urtheil und Recht Dein Bild unter Trommelschlag an den Galgen gehängt würde?"

„Mein lieber Max, aus solchem brutalem Henker-Ceremoniell und solchen lächerlichen Soldatenfaxen würde ich mir nicht das Mindeste machen. Deine Kameraden, Deine Freunde und Freundinnen werden die Bekanntmachungen im Intelligenzblatt mit Indignation lesen; aber ihr Zorn wird nicht gegen Dich, sondern gegen die Gesetze gerichtet sein. Am Tage Deiner Exekution in effigie werden sie sich zu Hause halten und ihren Kaffee und ihren Schoppen in ihren vier Pfählen genießen. Sie werden in den ersten vier Wochen den Theil der Promenade zwischen dem Neubrücken- und dem Hörster-Thor vermeiden, wo der Paradegalgen am Zwinger Deinem lebensgroßen Bilde als Staffelei dient; noch monatelang werden sie mit abgewendetem Gesichte an diesem Stammbuch glücklich entflogener Galgenvögel scheu vorübergehn und nur, wenn sie sich völlig unbeobachtet glauben,

einen neugierigen Blick dem Orte zuwenden, wo das Portrait des schönen Max Alst in den Lüften schwebt. Nach Jahr und Tag ist die Befangenheit völlig vorüber. Sonne und Mond, Schnee und Regen, Wind und Wetter haben Dein Bild unkenntlich gemacht; Du hast inzwischen auch Nachbarn bekommen, welche ihre hohe Stellung wohl mit mehr Recht einnehmen, wie Du. Im Kreise der Offiziere, am Kaffeetisch der Damen, spricht man von Tag zu Tag weniger vom „armen Max Alst." Nach ein Paar Jahren hat man Dich ganz vergessen.

„Um einer Affen-Komödie zu entgehen, wirst Du doch nicht Dein junges, frisches Leben opfern wollen? Was will eine Schmach sagen, welche man Dir wegen Handlungen anthut, die in Deinen eigenen und in den Augen Deiner Standesgenossen durch die Umstände geboten, völlig ehrenwerth, waren?

„Thaten schänden, nicht die Strafen!"

Alles dieses sagte Vetter Achill, fast ausnahmlos, mit leiser, wenig nüancirter Stimme, mit müden, halbgeschlossenen Augen und unveränderter, gleichgültiger Miene. Statt seine Rede mit Gesten zu begleiten, spielten die Hände meist lässig mit der goldenen Tabaksdose, aus welcher er ab und zu, mit zierlichstem Anstand, gespitzten Fingern und vorgehaltenem Battisttuche eine Prise nahm. Nur dann, wenn er seinen Worten einen besondern Nachdruck geben wollte,

warf er für Momente die gezierte Nachlässigkeit ab. Dann leuchteten seine Augen hell auf, die schlaffen Gesichtszüge belebten sich wunderbar und wurden höchst ausdrucksvoll, die gedämpfte Stimme wurde klar und kräftig und schlug genau den Ton an, der zum Gedanken paßte, und lebhafte Gesten unterstützten die Wirkung der Rede. Ich konnte mir nunmehr sehr wohl vorstellen, daß Achill's politische Reden von bedeutender Wirkung sein mußten. Hatten seine Worte doch auch auf mich einen mächtigen Eindruck gemacht, die letzten Zweifel niedergeworfen und den Entschluß, mich nicht zu stellen, zur Reife gebracht.

„Ich muß die Wahrheit dessen, was Du sagst, lieber Achill, im Allgemeinen anerkennen," entgegnete ich ihm nach längerer Pause. „Immerhin aber kommt man schwer zu einem Entschluß, in Folge dessen man völlig aus seiner bisherigen Lebenssphäre gerissen und genöthigt wird, sich ein neues Gebiet der Thätigkeit aufzusuchen."

„Es freut mich, in einer Stellung zu sein," entgegnete Achill, „durch welche es mir vielleicht vergönnt ist, Dir nützlich zu werden. Mein Amt im Ministerium der Kolonien ist einflußreich genug, Dir die Aussicht auf eine Offizierstellung bei den Truppen auf Java zu verschaffen. Bei Deinem bewährten Muth und bei Deinen auf der Militair-Akademie

erworbenen allgemeinen militairischen Kenntnissen steht Dir dort eine glänzende Laufbahn bevor."

Der Vetter brachte schließlich noch eine Einladung von Seiten seiner Mutter und sagte, daß die Damen über mein Nichterscheinen in den letzten Tagen befremdet seien. Ihm wäre dasselbe nunmehr sehr klar, da er sich denken könne, wie wenig ich, in meiner Gemüthsstimmung, für die Geselligkeit disponirt gewesen sei. Er billigte durchaus, die Damen in den Stand meiner Angelegenheiten nicht einzuweihen, versprach seinerseits die strengste Verschwiegenheit, und wiederholte sein Anerbieten, mir nach Kräften beizustehen.

Der Vetter war lange bei mir gewesen, gewiß zur großen Unzufriedenheit des alten Kutschers und seiner dicken Rappen, die Achill, in seiner großstädtischen Art, in vollem Regen vor der Hausthür hatte halten lassen.

Achill hatte mich noch nicht lange verlassen, als Paul bei mir eintrat. Ich theilte dem Freunde offen den Eindruck mit, den der Vetter auf mich gemacht hatte und wie dessen Vorschlag, in Ostindien mein Glück zu versuchen, mir sehr wohl gefalle.

„Daß die Redegewandtheit Deines diplomatischen Vetters auf Dich Eindruck gemacht hat, wundert mich keineswegs," sagte Paul. „Hättest Du, statt Reiterdienste im biedern Münsterlande zu thun und

Dich mit den Franzosen herumzuschlagen, mit uns in Leyden studirt, auf einer Hochschule, auf der die Studenten nicht, wie es auf deutschen Universitäten Brauch ist, ihre Händel mit dem „Schläger" und dem „Stoßdegen," sondern mit der Zungenspitze ausfechten, und wo der beste Schwätzer der erste Hahn auf dem Miste ist: dann würden Dich Vetter Achills „flikflooijerij" (Maulmacherei) nicht in solchem Maße bestochen haben.

„Du wirst mir einräumen, daß er wünschen muß, Dich baldmöglichst, und, wenn es sein kann, Dich für immer los zu werden. Deine Rechtsangelegenheit stellt immerhin noch eine Begnadigung in Aussicht. Da ist der Dienst in Java ein ander Ding! Kein besseres Mittel giebt es, Leute in guter Manier auf Nimmerwiedersehn verschwinden zu lassen, als diese Zufluchtsstätte verfehlter Existenzen, als diese Löwenhöhle, nach der so viele Fährten hinweisen, von welcher abgewendet aber so wenige stehn. Gar leicht mag die holländische Regierung für zwanzigjährigen Dienst in jenem Lande das volle Gehalt als Pension gewähren; sie weiß, daß nicht zehn Prozent diese Dienstzeit erreichen und die wenigen Heimkehrenden sich der Pension nur für eine kurze Spanne Zeit erfreuen.

„Zudem ist die Verbindung zwischen unserer Regierung in Amsterdam und Batavia eine höchst

unsichere. Bedenke, daß England, die Beherrscherin der Meere, mit uns in Krieg steht, und nicht blos jedes Schiff bedroht, das den Hafen verläßt, sondern daß uns die traurige Aussicht blüht, Java von den Britten ehestens erobert zu sehn, wie alle unsere anderen Kolonien zuvor. Dann ist ein Anstellungsdekret unserer Regierung für Dich ein werthloses Papier.

„Ehe Du nicht durch Urtheil und Recht mit der Bestätigung aus Wien jeden Hoffnungsschimmer auf einen ehrlichen Abschied verloren hast; ehe nicht Dein Bild in Münster am Galgen hängt und Du damit ohne alle Aussicht auf eine Anstellung als Offizier in Europa bist: eher werde ich Dir nicht rathen, Dich nach dem Mordneste Batavia einzuschiffen."

„Ich theile darin Deine Ansicht, lieber Paul. Immerhin ist es indeß rathsam, das Anerbieten Achill's schon jetzt anzunehmen, da man weder weiß wie lange es dauert, bis meine Sache entschieden ist, noch wie viel Zeit Achill braucht, um mir ein Anstellungsdekret für den Koloniedienst zu erwirken. Auch scheint es mir vortheilhafter, wenn Achill sich für einen Vetter, für einen Offizier verwendet, der wegen Ehrenhändel in Untersuchung gerathen ist, als wenn er ein Offizierpatent für einen Verwandten nachsucht, der infam kassirt ist und dessen Bild am Galgen hängt."

„Max, Max, hüte Dich vor Achill! In seinen Formen mag er angenehmer geworden sein, sein Herz aber ist kalt und falsch und er haßte Dich von jeher."

Mir scheint, als sei die Abneigung Pauls gegen Achill übertrieben und als verdamme er schon im Voraus Alles, was von ihm herkommt. Ich habe wohl immer gehört, daß Batavia ein sehr ungesundes Klima habe; ein solches Mordneſt, wie mein Freund daraus macht, ist es indeß wohl schwerlich.

Enschede, den 27. Februar 1799.

Die Würfel sind gefallen. Ich habe mich nicht gestellt. Statt in Münster auf der Hauptwacht, sitze ich hier in den „boompjes" am Schreibtisch. Ich bin Deserteur und dem Schimpf und der Schande verfallen, wenn der Erzherzog Max Franz nicht aus Gnaden mein Abschiedsgesuch bewilligt.

Die Aussicht, bei den Kolonialtruppen in Ostindien angestellt zu werden, hat für mich viel Verlockendes. Mein Körper ist stark und ausdauernd, ich hoffe Muth genug zu besitzen, um mich als Soldat hervorzuthun, und ausreichende moralische Kraft, um Ausschweifungen zu vermeiden, welche beim dortigen Klima allerdings tödtlich sein sollen. Sollte Java, wie Paul es für möglich erachtet, inzwischen in die Gewalt der Engländer gefallen sein, so dürfte ich auch bei ihnen Anstellung finden. Die Kenntniß der holländischen

und englischen Sprache dürfte mir dabei von großem Nutzen sein. Wie ich früher hörte, soll die englisch-ostindische Kompagnie fortwährend großen Mangel an brauchbaren Offizieren haben und keineswegs übermäßig strenge bei Ertheilung der Offizierspatente zu Werke gehn.

Als ich gestern Abend nach dem Rozenhaag kam, trat mir der Oheim Jan entgegen und fragte, ob ich zu reisen gedächte? Als ich darauf kurz und bestimmt mit: „Nein!" antwortete, drückte er mir sichtlich erfreut die Hand. Adelheid, welche neben ihm stand und mich, mit dem Ausdruck sorgenvoller Theilnahme auf dem schönen Gesicht, begrüßt hatte, athmete tief auf, indem sie ein „Gottlob!" flüsterte und mir einen freudestrahlenden Blick zuwarf.

Die gute Frau v. Beaumont, welche wie immer die geselligen Arrangements traf, war heute mit ihren Spielpartien äußerst eilig. Kaum war ich eingetreten, so präsentirte sie auch schon die Karten. Sie brachte die Tante, Cousine Agnes, Mijnheer van Puyts, den Vater und mich in eine Partie zusammen, während sie, Adelheid, Onkel Jan und Achill die andere bildeten; dabei hatte sie ihre Disposition in Vertheilung der Plätze so geschickt getroffen, daß ich der Tante gegenüber saß und der zweiten Partie den Rücken zukehrte. Da der Tante die mit dem Wechseln der Plätze verbundene Unruhe verhaßt ist, so war ich für

den ganzen Abend zu dieser ungünstigen Position verurtheilt. Wir spielten ein schweigsames Whist.

Am andern Tische dagegen, wo Achill neben Adelheid seinen Platz gefunden hatte, wurde Boston gespielt. Ich hörte, wie mein Vetter sich fortwährend mit dem schönen Mädchen zu thun machte und so wenig bei der Sache war, daß der Onkel Jan ihn mehrmals zur Ordnung rief. Auch meine Aufmerksamkeit auf die Karten war, bei meinem fortwährenden Lauschen nach rückwärts, nicht eben löblich und mein Spiel weder schnell noch glänzend. Die Tante, welche als meine Partnerin unter meinen häufigen Fehlern litt, wurde äußerst ungehalten, und Cousine Agnes nahm Veranlassung zu vielen giftigen Bemerkungen.

Da das Abendessen an den Spieltischen servirt wurde, so bekam ich während des ganzen Abends Adelheid kaum zu sehn. Daß dieses eine abgekartete Sache war, ging mir aus einer Aeußerung der Frau v. Beaumont hervor, als ich mich derselben empfahl. „Ich hoffe, Sie haben sich heute Abend ganz besonders gut amüsirt, mein Herr v. Alst," sagte sie voller Hohn mit einem Seitenblick auf Adelheid. Diese stand, als ich ihr Adieu sagte, neben Achill. Sie ließ sich durch seine Gegenwart nicht abhalten, mir voll Freundlichkeit die Hand zu reichen und mir mit herzlichem Ton „gute Nacht" zu wünschen. Achill dagegen reichte mir mit lässiger Gleichgültigkeit nur ein Paar Finger

seiner Hand, welche dem Auge durch ihre Formenschönheit ebenso anziehend, als dem Gefühl widerwärtig erscheint, da sie kalt und feucht ist, wie der Körper eines Reptils. Er begleitete diese Artigkeit mit einem Versenken seines Kinnes in die Battistmassen seines Halstuchs und einem völligen Schließen der müden Augen.

Beim Hinausgehen fand ich den Oheim im Vorzimmer bemüht seinen Stock zu finden, was ihm bei seiner Kurzsichtigkeit und Ungeduld nicht gelingen wollte. Ich entdeckte den vermißten sehr bald. Der Knopf, welcher den Kopf des Rubens, nach dem bekannten Selbstportrait, wiedergab, war ein Meisterwerk. Als ich dem alten Herrn und der Cousine, die mürrisch mit dem laternenbewaffneten Diener vorausschritt, bis an die Münsterländische Grenze das Geleite gab, fragte ich ihn, welcher Künstler diesen Stock geschnitzt habe?

„Er ist nicht weit her," entgegnete der Ohm, „und kostet nichts, Piet Piepenstock hat ihn geschnitten und mir geschenkt. Er hat eine ganze Sammlung von derartigen Schnitzereien auf Lager. Wiewohl er von Händlern und Privaten recht ansehnliche Preise für seine trefflichen Arbeiten erhalten kann, so verkauft er sie doch ungern. Er hat, wie er mir sagt, eine besondere Freude daran, zu sehen, wie es ihm immer mehr und mehr gelingt, des Stoffes

Meister zu werden und die Formen so hervorzubringen, wie sie seinem innern Auge vorschweben. Ich wundere mich, daß Du von seinen Arbeiten noch nichts weißt, da man den alten Burschen selten sieht ohne diesen Kram. Jedenfalls aber hast Du den Lederkasten bemerkt, den er stets auf dem Magen mit sich herumschleppt. In der einen Abtheilung desselben hat Piet sein Schnitzwerk mit dem für diese Arbeit nöthigen Geräth; in der andern hat er die Materialien, welche er zu unserm Bilderhandel braucht, als Spiritus, Terpentin, verschiedene Lacke und Firnisse, so wie andere Chemikalien zur Reinigung und Auffrischung von Oelgemälden. Diesem Zeuge hat Piet die scharfe Witterung zu verdanken, welche ihn auf Büchsenschußweite einer guten Nase riechbar macht. Angenehm ist das nicht, aber nützlich. Agnes, welche den armen Kerl seiner übelduftenden Atmosphäre wegen von unserm Tisch verbannt hat, begeht darin einen Akt der Undankbarkeit, da nur der Eifer, mit dem Piet ihrem Vater dient, ihn so übelriechend macht.

„Piet Piepenstock hat für mich sehr viele Reisen zu machen, welche er größtentheils auf Trekschuiten zurücklegt. Diese Fahrten sind tödtlich langweilig, zumal wenn die Ungunst des Wetters die Reisenden in den Roef — die Kajüte — zusammentreibt. Seit Piet seine Schnitzarbeit hat, kennt er keine Langeweile mehr, da das ruhige Dahingleiten des

Schiffes die Arbeit zuläßt. Nur selten kommt es vor, daß het jagertje — der Bursch, welcher das dicke Pferd reitet, das die Trekschuit zieht — sein Thier einmal so heftig antreibt, daß die Schuite mit einem Ruck fortschießt: dann allerdings hat der Piet bisweilen einer Venus die Nase abgeschnitten, oder einem Merkur das Bein amputirt.

„Du mußt einmal den Piet in seiner Höhle zu Diepenbroick besuchen, um seine Schnitzwerke in Augenschein zu nehmen."

„Sie vergessen, Herr Ohm, daß ich diesseits der Grenze gebannt bin und daß der Vasall des Hochstifts Münster, der Baron Goy van Leuwaarden, keinen Deserteur seines Souverains aufnehmen darf."

„Daran habe ich meiner Seele noch nicht gedacht, mein braver Junge. Du sollst deshalb aber nicht um Deinen Kunstgenuß kommen. Morgen früh soll Piet bei Dir sein. Er mag unser Kunst-Niettuyg nehmen, um Dir eine ausreichende Anzahl seiner Arbeiten vorlegen zu können."

Enschede, den 28. Februar 1799.

Piet Piepenstock kam heute im Kunst-Niettuyg vorgefahren. Dieses wunderbare Kabriolet, dessen Modell sich gewiß bis auf die Römerzeit zurückführen ließ, ist ein geräumiger Kasten auf zwei hohen Rädern, über welchen eine gefirnißte Leinwand gespannt ist.

Im Innern finden zwei Menschen auf einer großen Kiste Platz. Der Kutscher sitzt auf einer andern Kiste. Breit und niedrig, ist diese so weit vorgerückt, daß dessen Beine nur dann unterzubringen sind, wenn sie, rechts und links ausgespreizt, auf den Bäumen der Gabel ruhn, worin eine gewaltige Stichelfuchsstute von der Brabanter Harttraberrace zieht. Der Mode gemäß sind deren Ohren genutzt, die Naslöcher geschlitzt und der Schweif bis auf einen winzigen Stummel von kaum einem Zoll Länge abgehackt, an dem ein vereinsamtes Haarlöckchen wedelt. Im Kunst-Niettuyg betreibt Ohm Jan mit Piet und Bram seine Bilderjagd.

Der große Kutschkasten wurde in mein Zimmer gebracht. Ich war erstaunt über die Menge köstlicher Schnitzarbeiten, die Piet nach und nach daraus zu Tage brachte. Verzierungen und Arabesken, Blumen- und Fruchtfestons, Wappen, Thier- und Menschengebilde, einzeln und in Gruppen, in halb- und ganzerhabener, wie in frei hervortretender Arbeit, in wechselnder Größe und aus sehr verschiedenem Material, aus Holz von mannigfacher Art, aus Elfenbein und Perlmutter u. s. w. bedeckten bald die Tische, die Stühle und den Fußboden. Der Mann war von solcher Bescheidenheit, daß ihm das Bewußtsein seiner Künstlerschaft völlig zu fehlen schien. Nachdem er mir über Mancherlei in Betreff seiner Arbei-

ten Aufschluß gegeben und versprochen hatte, mir dieselben bis zum folgenden Tage zur näheren Ansicht zu lassen, setzte er sich zu mir. Wir steckten uns eine Pfeife an und tranken zusammen eine Flasche rheinischen Weins, während Piet an einer Gruppe kämpfender Hengste, welche den Deckel eines Tabakkastens zieren sollten, aus verschiedenfarbigen Hölzern schnitzte, was ihn keineswegs verhinderte, mir über den Bildererwerb sehr interessante Einzelheiten zu erzählen. Wie der Mann so behaglich da saß, fuhr es mir durch den Kopf: „Das wäre eine Beschäftigung für Dich!" Aller Wahrscheinlichkeit nach lag noch eine lange Zeit der Unthätigkeit vor mir. Das Warten auf mein Urtheil, die lange Seereise, die mir sodann in ziemlich sicherer Aussicht stand, gaben sicher viel müßige Stunden. Beginnen sie doch jetzt schon, mich zu quälen.

„Ist das Schnitzen schwer zu erlernen?" fragte ich.

„Je nach Talent und Ausdauer. Wo beide zusammenkommen und gute Unterweisung dazu, da geht es rasch. Manche lernen es nie. Aber Jeder verschneidet manches schöne Stück Holz, ehe er die Griffe kennt und ehe die Hand das ausführt, was der Kopf will. „De anhouder wint!" „Ausdauer gewinnt," sagt der Holländer. Ich habe es mir durch Selbststudien aneignen müssen und lange kein anderes Instrument gekannt, wie mein elendes Taschenmesser. Blixem! wie

habe ich mich geärgert, als ich in Amsterdam zum ersten Male zu einem tüchtigen Holzschneider kam und bei ihm die Instrumente, Hülfsmittel und Vortheile kennen lernte, welche die Arbeit so unendlich erleichtern. Wie viel Zeit ich indeß auch dadurch für meine produktive Thätigkeit verloren habe, so verdanke ich dem Jahre langen Beschränktsein auf meine Hand und mein Messer doch gewiß viel in Betreff der Sicherheit und Geschicklichkeit, welche ich mir etwa angeeignet haben mag."

Ich holte meine Zeichenmappe hervor und legte dem Piet Kreide- und Federzeichnungen von meiner Hand vor. Unter letztern befanden sich auch Pläne, Arabesken, Wappen und Karikaturen; manche waren mit großem Fleiße ausgeführt.

„Euer Gnaden haben Ausdauer, eine sichere Hand und Auge für Proportionen," sagte Piet, nachdem er die Zeichnungen Blatt für Blatt aufmerksam betrachtet hatte.

„So könnte ich denn auch wohl Holzschneiden lernen?"

„Warum nicht? Wenn es auch keine rechte Hantirung für Kavaliere ist, so sagt doch das Sprichwort „besser ein feiner Holzschneider, als „een grover diamant-schliiper." Da mir bekannt ist, daß man in Holland den Pflastertreter „einen groben Diamantschleifer" nennt, so mußte ich herzlich lachen,

zumal Piet seinen Witz mit einer unendlich dummen Miene vorbrachte.

„Nun kommt es aber zu einer zweiten Frage, mein guter Piepenstock. Wollen Sie mein Lehrmeister sein? Ich muß dabei erwähnen, daß es mir nicht vergönnt sein wird, Sie in Diepenbroick aufzusuchen, sondern daß Sie sich hierher bemühen müssen."

„Euer Gnaden wissen, daß ich in des Barons Dienst stehe, der mich zu vielen Reisen nöthigt, mich auch für manche Tage in Diepenbroick festhält. Wenn der Baron erlaubt, will ich Ihnen indeß gern einige Anleitung geben. Ich würde Ihnen alsdann schon morgen Klötze, Instrumente und ein leichtes Modell mitbringen. Aber Ausdauer, Euer Gnaden! Mißlingt Ihnen die Arbeit und haben Sie den Kloß verschnitten, dann legen sie ihn ruhig bei Seite; nehmen Sie einen neuen und sagen Sie mit den Holländern:

„De anhouder wint. Kom ik over den hond, zoo kom ik ook over den staart."

Enschede, den 3. März 1799.

Soeben brachte mir Paul einen Brief aus Münster. Er ist auf grobem Konzept-Papier in Folioformat geschrieben und, nach Art der Dienstbriefe, groß, in Taschenform zusammengelegt. Die Adresse, so wie der Text, zeigen sichtlich eine verstellte Handschrift,

deren Buchstaben ganz hintenüber liegen. Das Schreiben ist mit einem „Kassemännchen"*) gesiegelt. Auf der Adresse steht die Bemerkung: „der Bote ist noch nicht bezahlt." In diesem erkannte Paul sofort einen Mann, welcher uns, als wir noch Knaben waren, höchst interessant erschienen war. Sein eigentlicher Name ist mir nicht bekannt geworden. Man nannte ihn allgemein nach plattdeutscher Mundart den: „Schwalen-Griper" (Schwalbenfänger). Wie hatten wir den Mann bewundert, wenn er als Läufer des reichen Grafen v. Plettenberg-Nordkirchen bei großen Auffahrten in gelbblauer Federmütze, den Schurz um die Lenden, vor dem sechsspännigen Galawagen herlief und, den Stab schwingend, dem andrängenden Volk sein: „Platz! Platz! für Seine Gräfliche Erlaucht!" mit großer Würde zurief. Manche Straße entlang waren wir athemlos neben dem Schwalen-Griper hergerannt, um zu beobachten, wie er, dem der allgemeinen Sage nach schon als Kind die Milz ausgeschnitten war, die Beine warf und den Stab schwenkte. Als der reiche Graf arm geworden war, hatte sich der Schwalen-Griper in das Privatleben zurückgezogen. Wenn es bei irgend einer Gelegenheit galt eine eilige Botschaft auszurichten, wenn eine Schnelligkeit beansprucht wurde, größer als die der reitenden Boten

*) So wurde eine Silbermünze genannt, welche 6½ Stüber = ⅓ Berliner Thaler werth war. Anmerkung des Herausgebers.

und Couriere, dann wandte man sich an den „Milzlosen."

Der Brief, welcher zweifellos vom braven Regiments-Auditeur Poelmann verfaßt war, lautete, wie folgt:

„Auf Befehl des Geheimen Kriegsraths ist am „1. März c. ein Kriegsgericht über den Ober-Lieutenant v. Alst abgehalten worden, welches nachstehender Maßen besetzt war:

„Als Präses: Der Kommandant Hochfürstlicher „Residenz, der General-Major und Komthur des „Deutsch-Ordens, Freiherr Heinrich v. Droste-Hülshof.

„Als Auditeur: Der Garnison-Auditeur, Kriegs-„Referendar Johann Hosius.

„Als Beisitzer: Die Regiments-Commandeure, „Oberst Freiherr v. Dinklage vom Regiment Hartshausen und der Oberst v. Martens vom Regiment „Lippe. Das übrige Personal, zwei Majors, zwei „Kapitäns und zwei Ober-Lieutenants hatte das „Regiment Wartensleben zu stellen.

„Die Anklage lautete:

„1. Auf Desertion, zwar in Friedenszeiten, jedoch „als Führer eines Commandos. 2. Auf Mißbrauch „der Waffe. 3. Auf lebensgefährliche Verwundung „des Stabs-Rittmeisters v. Rixdorf. 4. Auf schwere „Körperverletzung des Amts-Adjunkten v. Rixdorf. „5. Auf Betrug im Kartenspiel.

„Der Strafantrag war gestellt:

„Auf Verlust des Adels, der Orden und Ehren-„zeichen, auf infame Kassation, fünf und zwanzig-„jährige Festungshaft und auf eine Geldbuße von „zweitausend Thaler Clevisch. Bei Nichthabhaft-„werden des Inkulpaten auf Anheften seines Bildes „an den Galgen durch Henkershand unter Trommel-„schlag. Dem Stabs-Rittmeister v. Rixdorf soll es „anheimgestellt sein, gegen den Ober-Lieutenant v. „Alst auf dem Wege des Civilprozesses mit einer „Klage auf Entschädigung ꝛc. vorzugehn.

„Im Vortrag des Auditeurs ist, in Bezug „auf die Desertion, hervorgehoben worden, daß der „Inkulpat, trotz verlängerter Gnadenzeit, sich nicht „gestellt habe; ferner, in Bezug auf das Rencontre, „daß der Angeklagte, ungeachtet der Bemühungen der „Anwesenden, die Kämpfenden auseinander zu bringen, sich immer wieder von Neuem auf seinen „Gegner geworfen habe. Durch gedachte Umstände „sei für jene beiden Anklagepunkte die Annahme „mildernder Umstände verwirkt. Eine solche Annahme „sei in Bezug der schweren Körperverletzung, welche „der Inkulpat dem Amts-Adjunkt v. Rixdorf zugefügt, nur dann möglich, wenn der v. Alst von der „Anklage falschen Spiels freigesprochen werde und „er, als ein ohne sein Verschulden durch den Amts-„Adjunkten gröblich Beleidigter, anzusehn sei.

„Das Urtheil des Kriegsrechts hat den „Strafanträgen des Auditeurs keineswegs entsprochen „und haben seine Begründungen wenig Eingang „gefunden. Mit großer Stimmenmehrheit ist das „Verbrechen der Desertion zurückgewiesen, da der „Angeklagte rechtzeitig um freies Geleit und, bei „dessen Ablehnung, um seinen Abschied eingekommen „sei. Man hat auf unerlaubte Entfernung vom „Kommando und auf Dienstverweigerung in Friedens„zeiten erkannt und diese Vergehn mit Entlassung „aus dem Dienst und einjährige Festungshaft bestraft.

„Die lebensgefährliche Verwundung des Stabs„Rittmeisters ist seitens der Beisitzer des Kriegsrechts „festgestellt worden, jedoch als Folge der Nothwehr, „wodurch die Verwundung unsträflich und die Klage „auf Mißbrauch der Waffe hinfällig sei. Dem Stabs„Rittmeister, welcher sich seine Verwundung selbst „zuzuschreiben habe, sei eine Entschädigungsklage nicht „zu gestatten.

„Die schwere Körperverletzung des Amts-Adjunkts „hat man als eine Folge grober Verbal- und Real„injurien des letzteren angesehn. In Folge dessen „sind mildernde Umstände angenommen und hat das „Kriegsgericht auf das geringste Strafmaß von drei „Tagen Stubenarrest erkannt.

„Die Anschuldigung falschen Spiels hat es nicht „nur als durchaus unerwiesen betrachtet, sondern

„aus Ermittelungen, welche unmittelbar nach dem „Konflikt vorgenommen und von einer großen Zahl „der dabei Anwesenden als Zeugen unterzeichnet sind, „ist als bewiesen erachtet, daß Alles mit rechten „Dingen zugegangen ist. Demgemäß ist in Betreff „dieses Punktes einstimmig auf volle Freisprechung „erkannt.

„Eine Bestätigung dieses Urtheils, welches von „juristischer Seite viele Angriffspunkte zuläßt, ist wohl „kaum zu erwarten. Es ist mit Bestimmtheit anzu„nehmen, daß der Geheime Kriegsrath das Urtheil „verwerfen und die Abhaltung eines neuen Kriegs„rechts befehlen wird."

„Und was sagst denn Du, lieber Paul, zu diesem Urtheil? Glaubst Du nicht, daß ich wohl thun werde, mein Jahr Festungsarrest abzusitzen und dann mit dem ehrlichen Abschied in der Hand in Oesterreich oder Preußen Anstellung zu suchen?"

„Ich glaube, daß dieses Urtheil, welches nur den Standesideen Rechnung trägt aber jeder gesetzlichen Begründung entbehrt, unmöglich bestätigt werden kann und es Dir wenig zu gute kommen wird."

„Hat Dir der Schwalen-griper gesagt, von wem er den Brief erhalten hat?"

„Der alte Poelmann ist viel zu vorsichtig, als daß er sich in des Mannes Hände geben sollte.

Du weißt, daß es den Beisitzern der Kriegsgerichte ausdrücklich verboten wird, vor Publikation des Urtheils etwas über die Sache verlauten zu lassen. Es ist somit die Mittheilung, welche ihm geworden ist, schon an sich ein Vergehen. Eines bei weitem größern macht er, der selbst Auditeur ist, sich schuldig, indem er Dir zu Liebe dieser Mittheilung eine weitere Verbreitung giebt. Darum die Heimlichkeit. Der Mann ohne Milz sagte mir, er habe das Schreiben von einem alten, ihm unbekannten Weibe erhalten. Der Brief an den holländischen Advokaten habe Eile, hat es gesagt. Es handele sich um eine bedeutende Prozeßsache und der Bote würde gut bezahlt werden; ein Paar holländische Dukaten würden dabei wohl abfallen. Die habe ich dem Schwalen-Griper auch bezahlt und werde sie Dir, lieber Max, in Rechnung stellen."

Alle Vormittage habe ich mich im Holzschneiden geübt; einige Mal unter Piet's Anleitung. Die Sache ist viel, viel schwerer, als ich gedacht habe. Auch muß man sich erst die nöthigen Schwielen in den Händen erkämpft haben, statt der Blasen, welche ich gar nicht mehr los werde. Gegen Mittag reite ich meine Pferde und die letzten Abende habe ich wieder im Rozenhaag zugebracht.

Da der Ohm sich der Herrschaft der Frau v. Beaumont nicht völlig unterwerfen mag und

dagegen protestirt, nach deren Wunsch vom Eintritt in das Haus bis zum Abschied Karten zu spielen, so vermag die alte Dame das abendliche dos-à-dos, wozu sie mich und Adelheid verdammen möchte, gewiß zu ihrem großen Aerger, nicht durchzuführen.

Vor den Spielpartien, wie nach denselben, treten Unterhaltungsstunden ein, die für mich höchst angenehm sind, so wenig friedlich es in denselben auch zugeht. Sie nehmen fast allemal den Charakter eines Disputs an, der nicht selten mit großer Energie von beiden Seiten geführt wird. Die Feindseligkeit wird dadurch erhöht, daß die Gesellschaft sich in zwei Parteien getheilt hat, die stets gegen einander kämpfen, was auch immerhin der Gegenstand des Streites sein mag. Die eine Partei besteht aus Achill und den drei feindseligen Damen. Den Stamm der andern bildet Ohm Jan, Adelheid und ich. Wir erhalten indeß in den Geschwistern van Puyts häufig Bundesgenossen, während der alte Dr. v. Puyts bemüht ist, den Unparteiischen und Versöhnenden zu machen, in Wahrheit aber eine „weiße Salbe" ist, deren Wirkung gar nicht zu Tage tritt. Fehlen uns Paul und Fränz als Helfer, so kommen wir gegen die Ruhe, rednerische Begabung und den Reichthum an Kenntnissen Achill's nicht auf. Unsere Niederlagen würden noch bei weitem empfindlicher sein, zeigte Adelheid, bei rascher und genauer Auf-

fassung und scharfer Urtheilskraft, nicht einen Schatz von Kenntnissen, welche bei einer Dame überraschen. Dazu besitzt sie eine Gabe, ihre Gedanken ruhig und wohlgeordnet auszusprechen, welche durch Witz und Neckerei pikant wird, ohne jemals zu verletzen. Den älteren Damen gegenüber bleibt sie stets rücksichtsvoll und benutzt niemals die vielen Blößen, welche sie sich durch ihre Unwissenheit geben. Mit ihrer leidenschaftlichen Cousine, welche bei jeder Gelegenheit bitter und persönlich wird, aneinander zu kommen, vermeidet sie sichtlich, und erträgt deren giftige Angriffe, ohne sie zu erwidern. Wenn sie dagegen ihrem zärtlichen Vetter eine tüchtige Opposition machen kann, so ergreift sie die Gelegenheit voller Eifer. Man sieht ihr den Aerger an, wenn der schlaue Gesell, statt gegen ihre Gründe anzukämpfen, in Ausdrücke der Bewunderung über die Schärfe ihres Geistes ausbricht und sich durch die Macht ihrer Beredsamkeit und ihrer schönen Augen für besiegt erklärt, oder wenn er, mittelst einer feinen Wendung, das Gefecht abbricht, oder den Kampfplatz auf ein Gebiet verlegt, auf dem seine Gegnerin fremd ist.

Achill nimmt in ähnlicher perfider Art auf seinen Vater scheinbar die größte Rücksicht. Fast niemals erlaubt er sich, demselben direkt zu widersprechen. Wenn es einmal geschieht, so schickt er so viele Entschuldigungsfloskeln vorweg, daß der alte Herr, wohl wissend, was nun folgen wird, oftmals in äußerster Ungeduld ausruft: „Nun laß' endlich die Maulmachereien und schieße los in drei Teufels Namen!"

Nicht selten aber bricht Achill, mit trefflich gespielter Harmlosigkeit, über des Vaters Ansichten und Meinungen, so wie über dessen Parteigenossen, in eine beißende Kritik aus und überfluthet sie mit der Lauge seines höhnenden Witzes, als habe er keine Ahnung davon, auf welcher Seite der alte Herr steht.

Mit mir geht Achill schlecht genug um. Wenn er es auch vermeidet, die Grenzen der Höflichkeit durch Worte oder Geberden direkt zu überschreiten, so läßt er mich meinen Mangel an Kenntnissen und seine geistige Ueberlegenheit, wo er es irgend vermag, unerbittlich fühlen: er schmettert mich durch die Gewalt seiner Gründe, durch die Logik seiner Beweisführung, mit höhnender Unbarmherzigkeit nieder und versäumt nie, den Stachel seines scharftreffenden Witzes gegen mich zu kehren, sobald er erwarten darf, die Lacher auf seiner Seite zu haben.

Ich gerathe, seine Ueberlegenheit fühlend, in Eifer, der sich oftmals zum Zorne steigert. Dann verliere ich vollends die Leichtigkeit im Auffinden von Beweisgründen und die Klarheit, sie darzulegen.

Mir fehlt sodann das Schlagende der Ausdrucksweise und ich verfalle leicht in Uebertreibungen und Phrasen, deren Unhaltbarkeit und Hohlheit mir Achill mit größter Ruhe und Deutlichkeit nachweist.

In alle diese Ungelegenheiten komme ich nicht, wenn Paul unser Vorkämpfer ist. Ich begnüge mich dann, dessen Angriff zu unterstützen, besonders aber die Flankenattaken abzuschlagen, welche Cousine Agnes mit großer Heftigkeit auf Paul macht und die dieser aus Artigkeit nicht mit der Schärfe erwidern mag, welche ihre Rücksichtslosigkeit verdient. Mein Kampf mit der bösen alten Jungfer endet gemeinlich damit, daß Agnes sich auf das Feld persönlicher Anfeindungen verirrt, auf welches ich ihr nicht folgen kann. Baron Jan macht dann aber von seinen Vaterrechten Gebrauch und gebietet schließlich dem bösen Zünglein, das so grimmig um sich sticht, mit so lauter und ernster Stimme Ruhe, daß sie, mit Thränen des Zornes im Auge, verstummt.

Frau v. Beaumont pflegt in solchen Momenten meiner Cousine Hülfe zu bringen. Sie wendet sich zu mir und paukt auf mir herum, wiewohl sie den Baron meint. „Ich bitte Sie, um des Himmels willen, Herr v. Alst, stürmen Sie mit ihrer Kommandostimme doch nicht so gewaltsam auf die Nerven Ihrer Frau Tante ein. Auf dem Exerzierplatz, im Stall und in der Manège ist dieses Organ

sicher unübertrefflich, im Damensalon aber scheint mir die moderirte Stimme, das gelassene Wesen und die sich stets gleichbleibende Höflichkeit des Barons Achill außerordentlich nachahmungswerth."

„Armer Max," pflegte dann der Ohm zu sagen, „uns geht es schlecht. Wir haben es nun einmal in der Feinheit nicht weit gebracht und sind im Salon zartnerviger Damen von sehr untergeordnetem Werth."

Daß alle diese kleinen Zwiste und Kämpfe nicht eben die Liebe zwischen den streitenden Parteien mehren, tritt von Tag zu Tag stärker hervor. Gestern drängte sich mir wieder die Bemerkung auf, wie wenig der Oheim seinem Sohne zugethan ist.

Der Baron Jan hatte mich gegen Mittag zu einem Spazierritt auffordern lassen. Mit seinem Sohne reitet er nie. „Ich werde seekrank," sagt er, „wenn ich den Burschen zu Pferde sehe, er sitzt darauf, wie eine Holzklammer auf der Wäscheleine, und hängt im Sattel, wie ein Hund auf dem Zaune."

Die Sonne hatte einmal ausnahmsweise die Nebel besiegt, so daß es draußen ganz behaglich war.

„Bram!" rief Onkel Jan den Reitknecht an, der uns auf zwei Pferdelängen folgte, als wir eine prächtige Allee im lustigen Tempo entlang trabten. „Bram," fragte der Ohm, als dieser mit abgezoge-

nem Hut herangesprengt war, ist das nicht der halbgedeckte Wagen aus Rozenhaag, der da vor uns her fährt?"

„Ja wohl, Euer Gnaden."

„Was zum Teufel ist denn mit der alten Karre los? Das Ding geht ja ganz wundersam, bald rechts und bald links, jetzt rasch und nun wieder langsam."

„Gnaden, da fährt sicher Baron Achill. Verdammt," setzte er halblaut hinzu, jedoch so, daß es ein Jeder, wie ein „bei Seite" auf der Bühne, hören mußte, indem er eine höchst bedenkliche Miene machte, „da habe ich mich wieder einmal eklig verschnappt. Der junge Herr hat befohlen, wir sollen ihn hier im Holländischen — wollte sagen, im Batavischen — nicht „Baron Achill," sondern „Bürger Goy" nennen."

Ohm Jan machte eine Miene, die halb lustig, halb ärgerlich aussah, und setzte sich, indem er dem Diener einen Wink gab zurückzubleiben, in einen räumigen train de chasse, der uns bald neben den Wagen brachte. Bram hatte Recht. Achill fuhr und Adelheid saß links neben ihm, während die beiden alten Damen den Fond des Wagens einnahmen.

„Da muß doch ein Donnerwetter d'reinschlagen!" flüsterte mir der Ohm, nach kurzer Begrüßung gegen die Fahrenden, zu. „Nicht einmal mit den fetten

alten Rappen kann der Junge fertig werden! Sieh' um des Himmels willen einmal, wie der Geselle die Zügel hält! Nun so ist's Recht! Jetzt galoppirt die alte „Liese" und der Karren geht rechts. Brav gemacht, Du Unglücksmensch! Hast Du, Max, den Ruck in's Maul gesehn? Jetzt quietscht und schlägt die dämpfige „Hanne" und der Karren geht links. Was für ein Jammergesicht der Bursche macht! Das ist ja bei meiner armen Seele zum Rasendwerden!

„Adelheid, mein Kind," wandte er sich dann an das schöne Mädchen, das die Fahrkünste des Vetters nicht ohne ein spöttisches Lächeln beobachtet hatte, „erbarme Dich der armen Pferde und nimm dem Achill die Zügel ab. Der Junge mag die ganze ruhmreiche batavische Republik regieren können, aber die alten Rappen kann er nicht regieren."

Nachdem Adelheid wenige Minuten Zügel und Peitsche in Händen gehabt und sie kunstgerecht gebraucht hatte, gingen die guten Thiere ruhig an die Zügel und trabten im flotten, gleichmäßigen Tempo daher.

Der Ohm warf der schönen Rosselenkerin eine Kußhand zu, grüßte die alten Damen mit kavalierem Anstand und galoppirte, sein Pferd kurz wendend, auf einem Seitenwege fort.

„Und so ein schlaffer Gesell, der nicht einmal die

alten Kühe regieren kann, soll so ein Prachtmädchen heirathen!" brummte er halblaut vor sich hin. Dabei drehte er den Kopf seitwärts, um auf echt holländisch verachtungsvoll auszuspucken.

„Das wolle Gott nicht!" rief ich leidenschaftlich aus, indem ich den Senner so fest zwischen Zügel und Schenkel nahm, daß er sich hoch aufbäumte und in wilden mächtigen Lançaden dahinschoß.

„Mit meinem Willen geschieht's nun und nimmermehr!" rief der alte Herr leidenschaftlich aus, indem er mir stramm zur Seite blieb.

Enschede, den 10. März 1799.

Der „Schwalen-Griper" ist wieder eingesprungen und hat abermals ein Schreiben an Paul gebracht, das in seinem Aeußern dem vorigen völlig ähnlich sieht. Es heißt darin:

„Wie vorherzusehen war, ist das kriegsgerichtliche „Urtheil gegen den Ober-Lieutnant v. Alst von Seiten des Geheimen Kriegsraths nicht befürwortet, „sondern dem General-Vikar und Statthalter, Freiherrn v. Fürstenberg, mit dem Gesuch vorgelegt „worden, dasselbe kassiren und das Zusammentreten „eines neuen Kriegsrechts genehmigen zu wollen.

„Diese Anträge sind gebilligt worden. Es hat „diese Maßregel viel Aufsehen gemacht. Man hat „Tage lang an den öffentlichen Orten von nichts

„Anderem geredet, als von der Art, in welcher Stan„despersonen in Zukunft ihre Ehre zu wahren hätten.

„Des neuen Kriegsgerichts Präses war Seiner „Erlaucht der regierende Graf Philipp zur Schaum„burg-Lippe, Generallieutenant und Gouverneur hiesi„ger Residenz. Als Auditeur fungirte der Auditeur „der Hochfürstlichen Leibgarde, Georg v. Schelver. „Die Beisitzer sind aus den nicht regimentirten „Offizieren ausgewählt worden.

„Die Anklagepunkte waren die vorigen. Nur „die Bezüchtigung falschen Spiels hat man fallen „lassen; auch sind für Mißbrauch der Waffen, Ver„wundungen und Verletzungen mildernde Umstände „angenommen worden.

„Das Urtheil hat mit dem Strafantrag „übereinstimmend gelautet: auf Verlust des Adels, „der Orden und Ehrenzeichen, auf infame Kassation, „fünfzehn Jahre Festungsarrest und eine Geldbuße „von zweitausend Thaler Clevisch. Im Falle des „Nichthabhaftwerdens: auf Anheften des Bildes an „den Galgen durch Henkershand unter Trommelschlag.

„Das Kriegsgericht hat indeß einstimmig die „Gnade Seiner Hochwürdigsten Durchlaucht angeru„fen und um Erlaß der Ehrenstrafen gebeten.

„Höhern Orts soll man sehr ungehalten darüber „sein, daß das Urtheil des ersten Kriegsgerichts „publik geworden ist. Noch mehr wird man über

„das Bekanntwerden des zweiten zürnen, zumal es „darüber zu bedauerlichen Anfeindungen gegen die „Beisitzer des letztern, und sogar zu Reibungen zwischen den Offizieren der Linie und denen der Spezialwaffen gekommen ist.

„Der Stabs-Rittmeister v. Rixdorf ist auf dem „Wege der Besserung. Der Amts-Adjunkt ist nahezu „völlig hergestellt.

„Einem Gerüchte nach soll dieser Herr vom „Offiziercorps des Reiter-Regiments, mit dem Chef „desselben, General-Major Freiherrn v. Dücker an der „Spitze, die Aufforderung erhalten haben, ein Schriftstück zu unterschreiben und dessen Verbreitung zu „genehmigen, worin er die Anschuldigung gegen den „Ober-Lieutenant v. Alst, im Spiele betrogen zu „haben, nicht nur als eine Unwahrheit zurücknimmt, „sondern auch den Herrn v. Alst und das Offizier„corps flehend bittet, ihm zu verzeihen, daß er in „leidenschaftlicher Verblendung und krankhaftem Jähzorn einer solchen unwahren Anschuldigung weitere „Verbreitung gegeben habe.

„Der Amts-Adjunkt soll eine derartige Erklärung „von der Hand gewiesen haben. Das Offiziercorps „hat, dem Vernehmen nach, ein weiteres Vorgehn „gegen den Amts-Adjunkt bis zu dessen völliger Herstellung verschoben.

„Es ist ferner zu melden, daß auf Anregung

„des Grafen Balk eine Bittschrift des Münsterländischen Adels, in welcher der ehrliche Abschied für „den Ober-Lieutenant v. Alst beantragt wird, Seiner „Hochwürdigen Durchlaucht unterbreitet werden wird. „Der Herr General-Vikar und das hochwürdige Dom„kapitel haben die Betheiligung abgelehnt.

„Es dürfte überhaupt nicht viel Hoffnung auf „Erlaß der Ehrenstrafen sein, da, nach des Hochseligen „Kaiser Joseph's Beispiel, unser Hochfürstlich Durchlauchter Landesherr entschlossen scheint, gar rigorös „gegen die Duelle und Ehrenhändel vorzugehn.“

Auf mich hat dieses Schreiben einen sehr niederschlagenden Eindruck gemacht, welcher durch Achill's Anschauung der Sache noch erhöht wird.

„Ich glaube,“ sagte Vetter Achill, „daß der dicke Mann in Hetzendorf mit dem trefflichen Magen und den vielen Krummstäben, nicht grade durch ein wohlorganisirtes Gehirn und straffe Nerven besonders ausgezeichnet ist: für so einfältig und energielos halte ich ihn jedoch nicht, daß er so eben erlassene, hochwichtige Gesetze, welche tausendjährige Rohheiten ausrotten sollen, eines Ober-Lieutenants wegen, fallen lassen wird. Meines Erachtens mußt Du Dich auf die pure Bestätigung dieses zweiten kriegsgerichtlichen Urtheils und auf das Verwerfen der Gnadengesuche gefaßt machen.“

„Morgen reise ich nach Amsterdam. Ich werde bemüht sein, Dir bei den Truppen in Ostindien eine Anstellung auszuwirken, so vortheilhaft es die Umstände irgend gestatten."

Ohm Jan war dagegen über den Brief hoch erfreut. „Gottlob!" rief er aus. „Du hast die Standesgenossen, die Offiziere und Kavaliere, offenkundig auf Deiner Seite. Nun mögen Juristen und Pfaffen — diese „kloekhards" — Dein Bild meinethalben in ganzer Figur an den Galgen hängen, mir ist das „voor even veel." Mache nicht so ein Leichenbittergesicht, mein alter Junge. Du solltest mit mir über die alberne Komödie lachen."

„Meines Erachtens," meinte Paul, „ist das Endresultat äußerst zweifelhaft. Jedenfalls würde ich an Deiner Stelle nicht eher etwas Entscheidendes unternehmen, als bis des Fürstbischofs Unterschrift das kriegsgerichtliche Urtheil rechtskräftig gemacht hat."

Am Abende ging ich nach Rozenhaag. Der Oheim war in Diepenbroick geblieben, da er den Grafen Balk erwartete. Mein Empfang war Seitens der feindlichen Damen so außerordentlich unliebsam, daß sich mir die Ueberzeugung aufdrängte, Achill habe ihnen über meine Angelegenheiten Mittheilungen gemacht. Namentlich brachte mich Agnes auf die Idee. Während die Tante äußerst vornehm kühl meine Anrede kaum erwiederte, und ich für

Frau v. Beaumont völlig Luft war, fand sich meine Cousine ohne jegliche Veranlassung bewogen, mir eine niederschmetternde Rede über die thierische Leidenschaftlichkeit und unbezähmbare Rohheit mancher Männer, selbst der höheren Stände, zu halten. „Wunderbarer Weise prätendiren diese Menschen noch, daß ihre Lust am „vechten en plukharen" (Fechten und Raufen) von den Damen als „Muth" und „Ritterlichkeit" bewundert werden soll. Und wirklich giebt es Damen," fuhr sie, mit so lebhaftem Augenspiel auf Adelheid fort, daß der Zeigefinger nicht deutlicher hätte wirken können, „Damen, welche auf ihr Zartgefühl und auf ihre hohe Geistesbildung sich nicht wenig zu gute thun, und dennoch, alle Weiblichkeit verleugnend, an solchen Burschen ein besonderes Wohlgefallen finden. Mir sind derartige Widersprüche völlig unfaßlich!"

„Unfaßlich!" stimmte Frau von Beaumont bei, unter krampfhaftem Nicken und lautem Rauschen aller Schichten der reichen Ausschmückung ihrer „gekleede muts."

„Ja wohl unfaßlich!" lispelte die Tante mit hinsterbender Stimme, indem sie den Kopf schmachtend sinken ließ und das Spitzentuch wehmuthsvoll vor die trocknen Augen preßte.

Adelheid sah blaß und niedergeschlagen aus. So oft sich unsere Augen begegneten, gewahrte ich in

den ihrigen den Ausdruck tiefer Trauer und innigen Mitgefühls.

Wie sehr mein Ansehn bei den drei feindlichen Damen gesunken war, zeigte sich auch darin, daß mir Frau v. Beaumont nicht einmal eine Karte anbot, natürlich wurde dagegen Adelheid zum abendlichen Spiele herangezogen.

Als man sich zum Boston setzte, empfahl ich mich, ohne daß jemand daran dachte, mich zurückzuhalten. Die beiden alten Damen nickten kalt mit dem Kopfe und Agnes machte mir eine höhnische Verbeugung. Adelheid dagegen, völlig unbekümmert um die Anwesenden, reichte mir die Hand und rief in schmerzlich bewegtem Ton aus: „Adieu, Du armer, armer Max!"

„Auch ich sage Dir Adieu, Du armer, armer Max," sagte Achill in einem Tone nachspottend, der scherzhaft klingen sollte, in Wahrheit aber gallig bitter und hämisch klang. „Ich werde Dir von Amsterdam eine Javanische Grammatik und ein holländisch-javanisches Lexikon schicken, damit Du bei Deiner Ankunft in Batavia den famosen Lipplap-Damen, den verliebten Nonna's, ein ihnen verständliches „Tabe!" — „sei gegrüßt" — zurufen kannst."

Die freundlichen Worte und der herzliche Händedruck Adelheid's hatten mich zu sehr beglückt, als daß die giftigen Stachelreden Achill's mich hätten verstimmen können.

Ich habe die Nacht kein Auge zugethan. Die drei Worte: „Armer, armer Max!" von ihrer weichen klangvollen Stimme, begleitet vom Blick voll Trauer und Mitgefühl, schlugen immer auf's Neue an mein Ohr und haben mich nicht schlafen lassen.

Enschede, den 12. März 1799.

Als gestern der Abend herankam, kämpfte ich lange mit mir, ob ich meinen gewöhnlichen Besuch im Rozenhaag machen, oder ob ich, in Anbetracht der unfreundlichen Behandlung am vorigen Tage, eine ausdrückliche Einladung von dort abwarten sollte. Meine Sehnsucht Adelheid zu sehn, siegte. Ich fand im Rozenhaag gegen Gewohnheit die Hausthüre verschlossen. Als ich wiederholt mit dem großen blanken Messing-Delphin gepocht hatte, wurde die Thür vorsichtig ein wenig geöffnet und ich erkannte zu meinem Erstaunen in der Pförterin Frau v. Beaumont, welche tief in Umschlagtücher und Shawls verhüllt war.

„Die Frau Baronin ist unwohl, Herr v. Alst," sagte die alte Dame mit flüsternder Stimme, ohne die Thür weiter zu öffnen, „und außer Stande Besuch anzunehmen. Es steht zu befürchten, daß sie dadurch auf längere Zeit des Vergnügens beraubt sein wird, Sie bei sich zu sehn. Die höchst interessante, aber sehr laute Unterhaltung des Herrn hat die

Nerven meiner verehrten Freundin dermaßen alarmirt, daß sie vor der Hand einer absoluten Ruhe bedarf."

Mit einem tiefen Knix schloß die Dame die Thüre, bevor ich Zeit zu irgend einer Entgegnung hatte.

Ich wanderte nach Enschede zurück, um bei meinem Freunde Paul Trost zu suchen. Er war noch auf seinem „kantoor." Dagegen war Mejuforouw Fränz zu Hause. Sie rief auf mein Anklopfen mit ihrer hellen Stimme „Kom binnen!" und bewillkommnete mich auf das Freundschaftlichste. „Ga zitten! Wat zal Mijnheer gebruiken?" rief sie in einem Athem und ruhte nicht, bevor ich mir eine Thonpfeife gestopft hatte, wozu sie mir geschäftig „een vlamje" präsentirte, und ich ihr, behaglich rauchend, gegenüber saß.

Als ich der Fränz meinen üblen Empfang im Rozenhaag geklagt hatte, vertraute sie mir, daß sie diesen Morgen dort gewesen sei und ihren Rückweg von dort unter Thränen angetreten habe.

„Als ich eben im Rozenhaag angekommen war," erzählte mir das gesprächige Mädchen, „kam Baron Jan dort vorgeritten. Er bat seine Gemahlin, den Grafen Balk, der ihr vorgestellt zu werden wünsche, in einem kurzen Morgenbesuch zu empfangen. Sie schlug seine Bitte rund ab, indem sie hinzusetzte, er wisse ja ein für allemal, daß sie mit seinen Bilderhändlern nichts zu schaffen haben möge. Während der alte Herr seiner Gemahlin zuredete, sich doch

nicht den Pflichten der Höflichkeit in so auffallender Weise zu entziehn, fand in der Fensternische, in der Adelheid's Nähtisch steht, zwischen dieser jungen Dame und Fräulein Agnes eine Unterredung statt, welche durch den lauten, keifenden Ton, zu welchem sich die Rede der letzteren bald erhob, Aller Aufmerksamkeit auf sich zog.

Fräulein Agnes, vor Zorn bis zu den Haarwurzeln erröthet, stand weit vorgelehnt auf der einen Seite des Tisches, auf welchen sie sich mit der linken Hand stützte, während die rechte dicht vor Adelheid's Gesicht gestikulirte. Auf ihren Sessel zurückgelehnt, hielt diese ihren Stickrahmen, wie einen Schild, der grimmigen Cousine entgegen.

„Ja!" rief Agnes, „ich sage es Dir nochmals und werde es Dir tausendmal wiederholen, Dein Betragen ist skandaleus! Den Achill behandelst Du, wie einen Schuhputzer. Kaum zwei Finger streckt die gnädige Prinzeß ihm zum Abschied hin, kein freundliches Wort hat sie für ihn. Aber mit dem Max, mit dem Trinker, Spieler und Händelmacher, (verzeihen Sie, Herr v. Alst, daß ich die Worte Ihrer giftigen Cousine wiederhole), mit dem Burschen, der eine Schande für die Familie ist, mit dem kannst Du kokettiren, für den hast Du schmachtende Augen und zärtliche Händedrücke, dem flötest Du: „Armer, armer Max!" mitleidsvoll zu. Glaubst Du, hochmüthiges Ding, daß sich Achill solche Nichtachtung

auf die Dauer wird bieten lassen? Den Rücken wird er Dir zukehren und Dich sitzen lassen. Dann magst Du mit Deinem Taugenichts, mit Deinem armen, armen Max dahin laufen, wo der Pfeffer wächst, und Hungerpfoten saugen."

Da ist Adelheid leichenblaß aber ruhig aufgestanden. Sie hat ihre Cousine groß und stolz angesehn und mit ernster Stimme gesagt:

„Du hast recht, Agnes, und es ist mir fern, ein Hehl daraus zu machen. Lieber will ich mit Max auf der Landstraße einherziehn und Bettelbrod essen, als mit Achill in einem Palaste hausen!"

Sie ist sodann auf den Baron Jan zugegangen und, ihre beiden Hände auf seinen Arm legend, sagte sie sanft und leise:

„Dich, meinen lieben Ohm und Vormund, Dich flehe ich um Deinen Schutz an. Ich bin eine arme verlassene Waise und ich habe, nächst Gott, keinen Helfer, als Dich allein. — Erlöse mich von dieser Marter und Pein! Dieses Leben vermag ich nicht länger zu ertragen."

Der Baron hat kein Wort darauf geantwortet, aber er hat sie zärtlich umarmt und geküßt. Dann reichte er ihr den Arm und führte sie auf ihr Zimmer, wo sie eine längere Unterredung hatten.

Mittlerweile sind die drei Damen über mich hergefallen. Sie haben mich und meinen Bruder Adelheid's Helfershelfer genannt, die mit dazu beigetragen, ihr den Kopf zu verdrehen. So deutlich sagten mir sodann die Damen, daß man für die Zukunft meine Gegenwart in Rozenhaag gern entbehre, daß ich mich unter Thränen, mit dem Vorsatz des Nimmerwiedersehns, davon gemacht habe."

Während die wortreiche Fränz sich noch des Breiteren über die harten Worte, welche sie hatte hören müssen, erging, trat Paul ein. Er lud mich zu einer Unterredung auf seinem Zimmer ein. Nachdem ich der jungen Dame meinen Dank für ihre Mittheilungen ausgesprochen hatte, folgte ich ihrem Bruder.

„Ich war schon in Deinem Quartier, lieber Max, um Dir, in Onkel Jan's Auftrag, Mittheilung über die Vorgänge im Rozenhaag zu machen, über welche Dir jetzt wohl schon Fränz berichtet haben wird. Wiewohl dabei nichts Neues zu Tage gekommen ist, so sind doch die Verhältnisse zum ersten Mal rundweg ausgesprochen worden. Man kann nicht sagen, daß die Familie jemals mit ihren Gefühlen hinter dem Berge gehalten hätte. Ihr Alle habt Eure Liebe und Euren Haß so prächtig, wenn auch nicht mit Worten, zur Schau getragen, daß Niemand, der nur eine Stunde mit Euch zusammen war, darüber auch nur den leisesten Zweifel hegen konnte. Mit dem offnen Ausspruch ihrer Zuneigung und Abneigung, zu welcher man die arme Adelheid endlich getrieben hat, stellt sich meines Erachtens die Sache

aber dennoch anders, wie bisher. Es tritt nunmehr die Frage an Adelheid und Dich heran, ob Ihr unvernünftig genug sein wollt, als Mann und Frau mit ganz unzureichenden Mitteln, ohne Heimath und Lebensstellung, in die weite Welt zu gehn, oder ob Ihr vernünftig" —

„Aber, Paul, wie kann hier von einem Entweder und Oder die Rede sein!" fiel ich ihm ungestüm in das Wort.

„Laß es für jetzt gut sein, Max! Ich bin für den Moment von Deiner Unvernunft ausreichend überzeugt. Auf Morgen früh hat mich Ohm Jan gebeten, zu ihm zu kommen, um, wie ich vermuthe, über Eure Zukunft mit mir zu berathen. Ueberlege Dir die Sache genau, mein lieber Junge, und bedenke, daß von Deinen Entschlüssen wahrscheinlich nicht nur Dein eignes Schicksal abhängt, sondern auch das Geschick eines Wesens, das Du von Herzen liebst. Ich werde bestrebt sein, die Sache Deinem Willen gemäß zu leiten. Ich halte es aber auch für Pflicht, dafür Sorge zu tragen, daß Baron Jan nicht vollends mit seiner Familie zerfällt und so in eine Isolirung geräth, welche dem gutmüthigen alten Herrn auf die Dauer unerträglich sein würde.

„Morgen früh um sieben Uhr spreche ich bei Dir vor und werde alsdann erfahren, zu welchem Entschluß Du gekommen bist."

Sechstes Kapitel.

Entführungs-Programm. — Wie solches siegreich durchgeführt und die Hochzeit gefeiert wird. — Max nimmt einen Kriegsnamen an und geht in die weite Welt.

Enschede, den 13. März 1799.

Punkt sieben Uhr trat Paul in mein Zimmer. Ich vermochte ihn nicht ohne eine gewisse Schüchternheit anzusehn. „Sage kein Wort," redete er mich an, „die Sache gestaltet sich so, wie ich befürchtet habe. Deine Parole heißt: „Unvernunft."

„Wenn Du das Gewinnen der höchsten Erdenseligkeit so nennen willst, mag es darum sein. Die Losung dazu ist: „Lieb'" und „Treu'!" Das Feldgeschrei: „Adelheid!"

Ich begleitete den Freund bis an die Grenze. Im Rozenhaag waren noch alle Fenster verhängt. „Sei um zehn Uhr zu Hause, bis dahin hoffe ich zurück zu sein," sagte Paul, als wir uns trennten. Wie ist mir die Zeit bis dahin lang geworden! Sie schien gar nicht mehr vorwärts zu gehn. Wie ein Tiger im Käfig lief ich in meinem Zimmer hin und her und hundertmal riß ich das Fenster auf, um

nach Paul auszusehn. Endlich um elf Uhr kam er eilig daher und trat dann athemlos und erhitzt in mein Zimmer.

„Gieb mir ein Glas Wein und eine Pfeife, mein Junge!“ stöhnte er, indem er sich auf das Sopha warf. „Wie ein Wiesel bin ich gerannt, eingedenk des Spruches:

„Bis venit qui cito venit!“

„So, der Durst ist gelöscht, die Pfeife brennt. Nun höre zu; viel Zeit habe ich nicht übrig, denn Punkt zwölf Uhr steht bei uns die Suppe auf dem Tisch. Bin ich nicht rechtzeitig da, so wittert die pfiffige Fränz etwas Ungewöhnliches, und das neugierige, schlaue Ding pflegt nicht zu ruhen, bis sie die Neuigkeit ausspionirt hat. Natürlich behält sie das Erforschte nicht für sich, sondern bringt es brühwarm unter die Leute, und das könnte für unsern Fall sehr bedenklich werden. Alles, was wir jetzt verhandeln, muß durchaus unter den Betheiligten bleiben. Es dürfen die Weiber keine Ahnung davon haben.“

Paul stellte meine Geduld durch seine Vorrede nicht minder auf die Probe, als vorher durch sein Wartenlassen. Nachdem er in meinem Schlafzimmer die Thür verriegelt und sich vergewissert hatte, daß wir allein waren, mußte ich mich zu ihm auf das Sopha setzen und er machte mir sodann mit halber Stimme folgende Mittheilungen.

„Du weißt, mit welchem Eifer die feindseligen Damen eine Verbindung zwischen Achill und Adelheid anstreben. Eine Einwilligung des Barons Jan zur Verheirathung Adelheids mit irgend einem andern als Achill, würde ihn mit seiner Familie entzweien; der Consens zu einer Heirath mit Dir aber, den sie als die Ursache des Widerstrebens Adelheids hassen, würde einen völligen Bruch hervorrufen. Es muß daher die Angelegenheit so geleitet werden, daß Eure Vermählung stattfindet, ohne daß das Zuthun und die Genehmigung des Oheims zu Tage tritt. Im Geheimen getraut, müßt Ihr verschwinden, ohne eine Spur zurückzulassen. Es darf nicht einmal den Anschein haben, als ob Dein und Adelheids Verschwinden mit einander im Zusammenhang stände. Eure Abreise darf nicht gleichzeitig stattfinden und es müssen Anstalten getroffen werden, darzuthun, daß Ihr nach verschiedenen Richtungen abgereist seid und ein Zusammentreffen keineswegs in Eurer Absicht liege.

„Ich glaube, daß folgendes Verfahren für's Erste nothwendig wird.

„Der Baron hält zunächst den feindseligen Damen einen energischen Sermon, in welchem er sich für die Zukunft jede Art der Beeinflussung der Neigung Adelheid's zu Achill auf das Ernstlichste verbittet. Fräulein Agnes muß Abbitte thun und versprechen,

ihre Feindseligkeiten aufzugeben. So wird dann wohl ein erträgliches Zusammenleben im Rozenhaag ermöglicht werden. Will sich Agnes nicht fügen, so erklärt der Ohm, sie nach Rozenhaag zu schicken, dagegen Adelheid zu sich nach Diepenbroick zu nehmen und ihr dort die Zügel der Regierung zu übergeben. Das wird der herrschsüchtigen Agnes Widerstand brechen. Du trittst den feindlichen Damen gegenüber als der tödtlich Beleidigte auf, und erscheinst im Rozenhaag nur auf ausdrückliche, wiederholte Einladungen und auch dann nur auf sehr kurze Zeit. Natürlich hast Du Alles zu vermeiden, was der Fortsetzung eines Liebesverhältnisses auch nur im Entferntesten ähnlich sieht. Du und Adelheid habt Euch vor den Damen auf das Sorgfältigste zu bewachen; böse Weiber haben scharfe Augen! Der Baron Jan und ich werden für Eure Korrespondenz sorgen und bemüht sein, dann und wann Zusammenkünfte für Euch zu vermitteln. Ihr habt dagegen das Versprechen zu leisten, keinen andern Briefwechsel zu führen und Euch ohne uns kein Rendezvous zu geben.

„Schon gestern hat Adelheid dem Baron erklärt, daß sie einen Antrag Deinerseits unbedingt annehmen und Dir mit Freuden folgen werde, wohin auch immer Dein Geschick Dich führt. Du kannst Dich schriftlich mit Deinem Antrag an Adelheid wenden und mir den Brief zukommen lassen.

„Meine Pläne, um Euch als Mann und Frau nach Batavia zu bringen, ohne daß Andere als die nöthigsten Personen darum wissen, sind noch nicht völlig zur Reife gediehen. Wie Deine Angelegenheiten sich gestaltet haben, befürchte ich, daß Dir keine andere Zuflucht als der Dienst in Ostindien bleibt, wie sehr ich demselben auch abgeneigt bin.“

Enschede, den 14. März 1799.

Die beglückende Antwort Adelheid's auf meinen Antrag brachte mir Paul. So ist denn dieses herrliche Mädchen meine verlobte Braut! Mein Glück wäre zu groß, hielte nicht meine unglückliche Lebenslage ein trauriges Gegengewicht. —

Paul überreichte mir gleichzeitig ein Schriftstück, worin er den Plan zu unserm Verhalten, für den Fall wir uns zu einer Uebersiedelung nach Batavia entschließen, vollständig ausgearbeitet hat. Dem Ohm Jan hat er es schon vorgelegt. Derselbe ist damit durchaus einverstanden. Für die Personen, welche in der Geschichte mitspielen sollen, glaubt Paul einstehen zu können.

Das Programm, welches mein Freund entworfen hat, lautet wie folgt:

„1) Max v. Alst, so wie die unverehelichte Freiin „Adelheid v. Hohenlandenberg, wenden sich, natür„lich jedes einzeln, an den Ortsvorstand der batavi-

„schen Stadt Enschede mit dem Gesuch, das Bürger-
„recht der Stadt zu erwerben.

„2) Demnächst kommt der Bürger Max v. Alst
„und die Bürgerin Adelheid v. Hohenlandenberg,
„wie es die republikanischen Gesetze nicht nur gestat-
„ten, sondern begünstigen, um die Erlaubniß ein,
„ihre bisherigen aristokratischen Namen ablegen und
„sich dafür Max Natz und Adèle Berg nennen zu
„dürfen.

„Da der Bürgermeister Dr. Grootenhuis sich mit
„derartigen Geringfügigkeiten nicht abgiebt, sondern
„mir die laufenden Geschäfte selbständig überläßt, so
„bin ich faktisch der Ortsvorstand der Stadt Enschede.
„Mein Amt verpflichtet mich, die betreffenden Instru-
„mente auszufertigen und sie in die Bücher, welche
„ich gleichfalls unter Händen habe, einzutragen. In
„Betreff der Namensänderung muß ich mir allerdings
„eine Dienstwidrigkeit zu Schulden kommen lassen,
„indem ich unterlassen werde, dieselbe, wie es die
„Gesetze bestimmen, durch Anschlag und durch die öffent-
„lichen Blätter zur Kenntniß des Publikums gelan-
„gen zu lassen. Dieses schadet indeß Eurer Berechti-
„gung zur Führung jener Namen keineswegs, sondern
„macht mich allein straffällig. Auch ein zweites Ver-
„gehn nehme ich auf mich, indem ich in die Bevöl-
„kerungsliste der guten Stadt Enschede statt Max
„v. Alst und Adelheid v. Hohenlandenberg, einen

„Max Natz und eine Adèle Berg als Zuzug ein-
„trage.

„3) Der Bürger Max Natz und die Bürgerin
„Adèle Berg fordern, jedes für sich, Reisepässe nach
„dem batavischen Ostindien.

„4) In Begleitung von Piet Piepenstock und
„Bram Natz erscheinen Max Natz und Adèle Berg
„vor dem Gemeinde-Vorsteher Paul van Puyts, welcher
„den Dr. Grootenhuis vertritt. Sie stellen sich als
„Verlobte vor und beantragen, daß ihre Namen,
„behufs der spätern Civiltrauung, auf die Publika-
„tionstafel am Rathhaus verzeichnet und während
„der vorgeschriebenen drei Wochen ausgestellt werden.

„5) Nach Ablauf der drei Wochen beantragen
„Max Natz und Adèle Berg die Civiltrauung. Sie
„erscheinen zur anberaumten Zeit mit den vorigen
„Zeugen vor dem stellvertretenden Orts-Vorsteher,
„dem Stadtschreiber Paul van Puyts, welcher den
„Akt der Civiltrauung vollzieht, das junge Ehepaar
„in die Civilstandsregister einträgt, und dem jungen
„Ehemann, wie der jungen Ehefrau, die Trauscheine
„behändigt.

„Zur Durchführung des Projekts werden vier
„bis sechs Wochen Zeit nothwendig sein und der
„Kostenaufwand wird etwa 80 Gulden betragen.

„6) Mit dem Civiltrauschein habt Ihr den Be-
„weis in Händen, daß alle gesetzlichen Formali-

„täten einer rechtsgültigen Ehe erfüllt sind. Nach „Präsentation des Civiltrauungsscheines wird kein „Geistlicher im Lande Anstand nehmen, Euch ohne „Zeitverlust das kirchliche Sakrament der Ehe zu „ertheilen. Auf Eurer Reise zum Hafen würde dieser „Akt zweckmäßig vor sich gehn, wobei zwei der in „Eure Sache Eingeweihten die Trauzeugen abgeben „könnten.

„7) Die Reise nach holländisch Ostindien ist zur „Zeit nicht ohne Schwierigkeit. Seit wir mit Eng„land und Rußland in Krieg gerathen sind, liegt unsere „Schifffahrt gänzlich darnieder. Die französischen, wie „batavischen Kriegs- wie Handelsfahrzeuge haben sich in „die Häfen verkrochen, vor denen die englischen Blo„kade-Geschwader kreuzen. Das hohe Meer wird „von der englischen Flotte beherrscht. Jedes Segel, „welches sich nicht, als einer neutralen Macht ange„hörig, zu legitimiren vermag, wird für gute Prise „erklärt. Eine Unzahl kleiner englischer Kaperschiffe „umschwärmt die Küsten der französischen und batavi„schen Republik. Sie machen Jagd auf jedes Schiff, „das vom Ufer abstößt, selbst Fischerbarken nicht „ausgenommen.

„Unser Handel wird fast lediglich durch deutsche „Schiffe vermittelt, welche meist unter der neutralen „Flagge der Hansestädte segeln. Es muß somit Eure „Ueberfahrt auf einem deutschen Schiffe geschehn.

„Piet Piepenstock ist der geeignete Mann, eine „passende Schiffsgelegenheit zu ermitteln. Ist sie „gefunden, dann muß Adelheid zuerst verschwinden, „während Ihr, Du und der Oheim, hier seid und da„durch die Idee einer Betheiligung Eurer Seits nicht „leicht aufkommen wird.

„8) Um den eigentlichen Sachverhalt vollends „zu verdunkeln, soll Fräulein Adelheid einige Tage „vor ihrer Abreise mir einen eigenhändig geschriebenen „Brief übergeben, der an Baron Jan adressirt und „mit ihrem Wappen geschlossen ist. Nebst den nöthi„gen Herzensergüssen meldet das Fräulein darin, „daß sie bei einer hochgestellten Familie sich als „Reisebegleiterin nach Italien engagirt und, unter „den obwaltenden Verhältnissen, es für zweckmäßig „erachtet habe, sich im Geheimen zu entfernen. In „einer Einlage hat Fräulein Adelheid Gelegenheit, „einige versöhnende Worte an ihre Tante zu richten, „wie sie dem wirklichen Verlauf der Dinge angemessen „sind. Diesen Brief schicke ich unter Couvert recht„zeitig an einen meiner Freunde nach Wesel, mit der „Bitte, denselben an einem bestimmten Tage, natürlich „dem, an welchem Fräulein Adelheid Rozenhaag ver„lassen wird, dort auf die Post zu geben. Von „Adelheid's Hand geschrieben, mit ihrem Wappen „gesiegelt, von Wesel datirt und dort auf die Post „gegeben, wird dieser Brief keinen Zweifel aufkommen

„lassen, daß die junge Dame dem Süden zureist „und Wesel passirt habe.

„9) Adelheid's heimliche Abreise wird keine großen „Schwierigkeiten machen, zumal ihr Zimmer zur „ebenen Erde neben dem Gartensaal liegt und sie „den Rozenhaag durch den Garten verlassen kann, „ohne die Hausthür und den Hof zu passiren. Ich „und Piet werden mittelst des Kunstwagens die „Flucht in Scene setzen, während Du und der Baron „Jan mit den Damen die abendliche Bostonpartie „machen. Natürlich muß das Fräulein, um nicht „auffällig zu werden, ein Kostüm anlegen, wie es „zum Kunstwagen und zu Piet und Bram paßt.

„10) Piet hat einen Ort zwischen hier und dem „Hafen zu ermitteln, in welchem ein katholischer „Geistlicher bereit ist, Euch zu trauen. Dahin „begiebt sich Adelheid und bleibt dort in dem vorher „bestellten Quartier bis zu Deiner Ankunft.

„11) Deine Abreise, von welcher Du schon lange „vorher gesprochen hast, erfolgt mehrere Tage nach „Adelheid's Flucht, nachdem Du am Nachmittag „vorher förmlichen Abschiedsbesuch bei den Damen „gemacht hast. Bei dieser Gelegenheit giebst Du „Deine Reiseroute über Brüssel und Paris nach „Bayonne an, und von da aus nach einem der „Häfen der spanischen Nordküste. Dort hofftest Du „Schiffe nach Oporto, Madeira, dem Kap, oder

„vielleicht auch direkt nach Ostindien zu finden. Jeden„falls gedächtest Du mit Muße zu reisen, um Alles „zu sehn und zu genießen, was die fremden Länder „böten.

„12) Während man Dich nach Brüssel unter„wegs glaubt, reisest Du in einem angemessenen „Kostüm im Kunstwagen, welcher Dein Hochzeits„wagen wird, zu Deiner Braut und, nach der kirch„lichen Trauung, mit ihr gemeinschaftlich zum Hafen.

„13) Baron Jan will Dir Deine beiden Pferde „mit Sattel und Zeug abkaufen. Diejenigen Gegen„stände, welche Du nicht mit nach Indien nehmen „willst, sollen taxirt werden und der Baron Jan „wird Dir den Betrag behändigen. Piet ist ein sehr „geschickter Handelsmann und wird den Taxwerth „schon herauszuschlagen wissen.

„Dein Ohm beabsichtigt für morgen früh eine Zusammenkunft in einer Waldschenke, „de Vink" genannt, welche sehr einsam gelegen und wenig besucht, etwa zwei Stunden von hier entfernt ist. Er wird mit Fräulein Adelheid, begleitet von Bram, dort um 10 Uhr zu Pferde eintreffen und erwartet, uns beide dort vorzufinden. Ihr werdet Euch als Verlobte begrüßen und dem Fräulein Adelheid soll sodann das Programm zu Eurer Hochzeit zur Genehmigung vorgelegt werden."

Die alte Waldschenke zum Finken sah heute

Morgen zwei glückliche Menschen. Das Auge voller Freudenthränen, sank Adelheid an meine Brust, als ich sie vom Pferde hob. Nachdem der Freudenrausch vorüber war und wir wieder für andere Dinge, als für unsere Liebe, Verständniß gewonnen hatten, wurde Adelheid in Paul's Pläne eingeweiht. Sie willigte in Alles, und war voll des Lobes über Paul's Scharfsinn und Aufopferung.

Der Oheim theilte mir mit, daß seine Gäste wieder abgereist seien. Es werde aber in einiger Zeit eine ähnliche Konferenz in Münster stattfinden, um die Gemälde aus der Balk'schen Galerie, welche er einzutauschen wünsche, gleichfalls abzuschätzen. Das Geschäft lasse sich höchst glänzend an, indem die Taxe der Diepenbroick'schen Bilder deren Ankaufspreis um mehr als das fünffache übersteige.

„Meinen Aufenthalt in Münster werde ich möglichst verkürzen," fuhr Ohm Jan fort, „damit Eure Angelegenheit ihren ungestörten Fortgang haben kann und im Rozenhaag nicht wieder neue Feindseligkeiten ausbrechen. Ich werde Achill mit nach Münster nehmen, um seine Aufschwörung bei der münster'schen Ritterschaft einzuleiten. Er muß den eidlich zu erhärtenden Nachweis von sechszehn adligen Ahnen führen, um nach meinem Ableben zum Besitz der Fideikommißgüter gelangen zu können. Werden diese Formalitäten nicht bei meinen Lebzeiten erledigt,

so erwachsen daraus für die Besitzergreifung nach meinem Tode ein Menge Weitläufigkeiten. Habe ich die Geschäfte eingeleitet, so mag Achill, der ja großjährig ist, dieselben zu Ende führen. Das kann ihn allerdings auf einige Wochen in Münster festhalten. Wir werden ihn für diese Zeit los und Ihr schwimmt hoffentlich schon auf dem Meere, wenn er zurückkömmt."

Emden, den 30. April 1799.

Ehe ich dieses Buch, das nicht mehr viel unbeschriebne Seiten hat, in eine der großen Schiffskisten einschließe, welche, in dem untern Raum verstaut, vor meiner Landung in Batavia mir schwerlich wieder zu Gesicht kommen wird, will ich die Begebenheiten der letzten Wochen in dasselbe eintragen. Ich habe mir gestern ein ähnliches Schreibebuch gekauft. Es soll den zweiten Theil des Erinnerungsbuches abgeben. Ich werde es zu denjenigen Effekten packen, welche mir auf dem Schiffe zur Hand bleiben. Ich beabsichtige keineswegs, Reisebeschreibungen, Schilderungen der Orte, welche wir berühren, noch weniger aber Reisebetrachtungen und Reisephantasien darin niederzulegen. Nur das, was mit unserm Leben in unmittelbarem Zusammenhange steht oder für unsere Zukunft mir bedeutungsvoll zu werden scheint, nur das gedenke ich darin niederzuschreiben

und wiederum offen und ehrlich, ohne Schönmalerei und sentimentales Schnörkelwerk. —

Das Programm meines Freundes Paul ist mit ganz geringen Varianten glücklich zur Durchführung gekommen.

Ich hatte während der ganzen Zeit vielfach Gelegenheit, des Oheims Güte für uns und seine Schlauheit zu bewundern. Mit großer Geschicklichkeit, und unter den verschmitztesten Vorwänden, wußte er Adelheid aus ihrer Klausur im Rozenhaag zu entführen und uns hochbeglückende Zusammenkünfte zu vermitteln.

Die drei feindlichen Damen traf ich ab und zu im Hause des Dr. van Puyts, nachdem durch des Ohm Bemühungen der Friede mit Fränz hergestellt war. Nach Rozenhaag kam ich nicht, wiewohl die Tante mich so etwas, wie eine einladende Redensart, hatte hören lassen. Adelheid und ich waren sehr auf unserer Hut, wir gaben uns den Anschein gegenseitiger Verstimmung mit so vielem Glück, daß die Feindseligen völlig getäuscht wurden. Ich spielte die Rolle eines wüsten Gesellen, der seinen Liebesgram in Wein ersäuft. Meine vielen Zusammenkünfte mit Paul van Puyts in seinem Geschäftslokal, und das damit verbundene Verweilen im Hause des Dr. Grootenhuis, wurden auf Trinkgelage gedeutet. Auch in der Veränderung, welche mit meiner äußern Erscheinung vor sich ging, sahen die Damen eine

Bestätigung ihrer Ansicht. Meine liebe Cousine Agnes ermangelte nicht, sich darüber mit der ihr eigenthümlichen Klarheit auszusprechen. Statt der bisherigen zierlichen Zopffrisur mit duftigem Puder, trug ich jetzt mein tiefschwarzes Haar in kurzen freien Locken. Der Schnurbart, welchen wir zur Uniform nicht tragen durften, sproßte mächtig hervor. Die feine französische Tracht, in welcher ich bis jetzt erschienen war, die gestickten Röcke, die Spitzen, Jabots und Manschetten, die Escarpins und seidenen Strümpfe, den Federhut und Galanteriedegen hatte ich mit einem schlichten deutschen Jagdkostüm vertauscht. Ich sah älter, ernster und energischer aus und mochte den Damen gegen meine frühere zierliche Erscheinung „wild und wüst" genug vorkommen. Agnes bediente sich dieser Ausdrücke in Bezug auf die Verwandelung in meinem Aeußern, und fügte noch etwas, das wie „Verkommenheit" klang, gnädigst hinzu.

Achill traf später ein, als man ihn erwartet hatte, und konnte, da die Eröffnung des Landtages in Münster unmittelbar bevorstand, nur kurze Zeit im Rozenhaag verweilen.

Schon am Tage seiner Ankunft kam er vorgefahren. Er war voller Artigkeiten und erschöpfte sich in Entschuldigungen, daß die Anstellung, welche er mir ausgewirkt habe, keineswegs seinen Anträgen und Erwartungen gemäß ausgefallen sei.

„Ich hatte die Sache auf das Beste eingeleitet und man hatte mir bereits die allerbefriedigendsten Zusicherungen gemacht, als man nachträglich auf die heillose Idee kam, über Deine Person in Münster Erkundigungen einzuziehn. Diese lauteten allerdings so wenig günstig, daß ich nur mit dem Aufbieten aller meiner Konnexionen und nach langen vergeblichen Bemühungen dieses Ministerial-Dekret für Dich errungen habe."

Achill überreichte mir damit eine Ordre des Ministers der Kolonien der batavischen Republik an den General-Gouverneur der batavischen Kolonien östlich des Vorgebirges der guten Hoffnung, worin letzterer angewiesen wird, „den ehemalig fürstlich Münster'schen Ober-Lieutenant von der Cavallerie, Max v. Alst, als Ober-Sergeant in einem Kolonial-Regiment anzustellen, mit Aussicht auf Avancement zum Unter-Lieutenant binnen Jahresfrist."

Natürlich war ich über diesen unerwarteten Mißerfolg nicht wenig niedergeschlagen. Ich hatte mit Sicherheit auf eine Anstellung in meiner Charge und in meiner Waffe gerechnet, und nun nicht einmal ein Offizierspatent!

Wenn man mich in Holland für den Kolniedienst schon so niedrig stellte, wohin rangirt man mich dann wohl in Preußen oder Oesterreich? Ja der ehrlose Deserteur, den man infam kassiren und dessen

Bild man an den Galgen hängen wird, der hat keine Prätensionen zu machen und muß dankbar annehmen, was man ihm in Gnaden zuwirft.

Mit der Rückkehr Achill's schienen sich die gereizten Nerven meiner gnädigen Tante so weit beruhigt zu haben, daß ich mit einer ausdrücklichen Einladung zum Rozenhaag beehrt wurde. Ich machte mit meiner Toilette keine Umstände, erschien sehr spät, wies die Karte, welche mir Frau v. Beaumont zur Bostonpartie bot, ohne große Förmlichkeit zurück und verließ die Gesellschaft, ehe man sich zum Spiel niedersetzte.

Was würden die feindseligen Damen, was würde Vetter Achill gesagt haben, hätte ihnen Jemand geoffenbart, daß am Morgen dieses Tages um elf Uhr Adelheid, welche dort mit so gleichgültiger Miene die Honneurs am Theetisch macht, und Max, der sich soeben mißvergnügt zurückzieht, durch Paul van Puyts als Mann und Frau in die Civilstandsregister der guten Stadt Enschede eingetragen worden sind, und daß der Baron Jan, als Vormund der minderjährigen Braut, in einem besonderen Protokoll seinen Konsens zur Heirath ertheilt hat. Wie viel größer aber wäre wohl ihr Zorn geworden, hätte man ihnen gleichzeitig gemeldet, wie der Baron der jungen Frau zur Ausstattung eine Note auf die englische Bank von zweihundert Pfund Sterling mit den Worten

überreicht hatte: „Eine erste Frucht des Bilderhandels; Fortsetzung folgt!“

Am nächsten Tage erhielt ich wiederum eine Einladung nach dem Rozenhaag. Ich machte mir diese Gunst nicht mehr zu Nutzen, als am Tage zuvor. Ich brachte mürrisch und schweigsam eine Stunde im Salon zu und brach alsdann unter der Entschuldigung auf, einer frühern Einladung des Dr. Grootenhuis zu einer Flasche alten Rheinweins nachkommen zu müssen. Ich begab mich auch in Wahrheit in dessen Wohnung, nicht aber, um mit dem alten Notar zu zechen, sondern um mit Paul meine Finanzverhältnisse zu ordnen.

Paul hatte die Anweisung auf achthundert Pfund Sterling, das „appeltje vor den dorst,“ wie der Notar sie genannt hatte, gegen eine solche auf tausend Pfund umgetauscht. Alles übrige Geld hatte er in holländische Dukaten umgesetzt.

„Außer den Reisekosten, welche nicht unbedeutend sein werden, hast Du für die Ausstattung große Ausgaben,“ sagte er. „Du wirst wohl thun, Silberzeug, Tisch- und Bettwäsche in Europa einzukaufen, dagegen Möbel, Porzellan und Hausrath dort zu beschaffen. Das wird Dir eine Menge Geld kosten. Dein Leben während des ersten Jahres, in welchem Deine Einnahme nicht zu rechnen ist, wird gleichfalls Deinen Säckel fühlbar erleichtern. Ich ermahne

Dich, lieber Max, halte die Dukaten so fest, wie Du irgend vermagst. Die kleinen, dünnen, glatten Dinger haben Geltung in der ganzen Welt, sie laufen aber auch gar schnell durch die Finger, auch selbst dann, wenn nicht Spielkarten und Würfel ihre Rotation besonders beschleunigen.

„Alle gekheid op een stokje! (Scherz bei Seite!) Max! dem Spiele mußt Du für immer entsagen, so sehr auch in Batavia dieser unseligen Leidenschaft gefröhnt wird!“

Ich hätte meinem Freunde über diesen unnützen Sermon zürnen können! Als ob es mir einfallen könnte, unser kleines Vermögen einer Spielchance auszusetzen!

Vor zwei Tagen ist Ohm Jan mit Achill nach Münster abgereist. An demselben Tage traf Piet Piepenstock mit der Nachricht ein, daß der schnellsegelnde Dreimaster, „die Rose von Bremen,“ des Hauses Bahlmann und Herzebrock zu Bremen, Kapitän Schutter, nach dem Cap und Ostindien bestimmt, im Hafen von Emden, wo er Wein lade, vor Anker liege und in etwa vierzehn Tagen in See gehn werde. Das Schiff sei auf Passagiere wohl eingerichtet. Piet hat, seinem Auftrage gemäß, eine Kabine für zwei Passagiere erster Klasse bis zum Cap der guten Hoffnung belegt. Die Kosten stellen sich mit voller Verpflegung auf etwa hundert Thaler

für die Person. Dabei dürfen die Passagiere an den Hauptplätzen, wo das Schiff länger als drei Tage verweilt, nicht an Bord bleiben und haben für Unterkommen und Verpflegung selbst Sorge zu tragen.

Es wurde nunmehr die Abreise Adelheid's auf den 21. April und die meinige auf den 24. festgestellt. Adelheid soll sich nach Coeverden begeben und mich dort erwarten. Der Pfarrgeistliche des Orts ist zu unserer Trauung bereit. Von dort soll die Reise nach Delfzyl, am westlichen Ufer des Dollarts, zu Wagen fortgesetzt werden. Eine kurze Fahrt über den Dollart bringt uns sodann nach Emden.

Es war eine arge Unruhe über mich gekommen. Weder das Holzschnitzen, noch das Studium der javanischen Sprache, das ich in der letzten Zeit mit großem Eifer getrieben hatte, vermochten mich an das Zimmer zu fesseln. Ich trieb mich am Vormittage meist zwecklos umher. Ich würde völlig dem Mißmuthe verfallen sein, hätten nicht die eifrige Korrespondenz mit Adelheid und dann und wann ein Rendez-vous mich erquickt und bei gutem Muthe erhalten.

Am Abend, welcher zu Adelheid's Abreise festgestellt war, holte mich Ohm Jan nach Rozenhaag ab. Adelheid hatte sich schon am Morgen krank gemeldet. Dr. van Puyts hatte ihren Zustand fieberhaft gefunden, befohlen, daß die Dame sich zu Bett begeben, gänzlich ungestört bleiben und von einer

Arznei nehmen solle, von der bald eine gewaltige Flasche anlangte. Beim Dunkelwerden hatte Adelheid die Kammerjungfer entlassen und sich eingeschlossen.

Der Oheim hatte das Boston, weil er an Kopfschmerzen leide, abgelehnt und sah der Partie zu, in welche ich hatte eintreten müssen. Zur großen Freude meiner drei Mitspielerinnen vollführte ich ein tolles Spiel. Ich sagte stets ein Paar Stiche mehr an, als in meiner Karte waren, dabei machte ich Fehler auf Fehler und setzte eine Menge von Bête hin, von denen ich keins wiedergewann. Die Damen waren eifrigst bestrebt, sich an meinen Verlusten zu bereichern, und mit Leib und Seele beim Spiel. Die Domestiken waren mit den Vorbereitungen zum Abendessen beschäftigt und Niemand bemerkte, was im Gartensaal und an der hintern Gartenpforte vor sich ging. Zwischen den hohen und dichten Hecken langte der Kunstwagen an und fuhr nach kurzem Aufenthalt, während dessen Gestalten mit Kisten und Kasten zwischen ihm und dem Hause hin und her geeilt waren, ruhig von dannen.

Es war zehn Uhr vorüber, als der Ohm, Agnes und ich den Rozenhaag verließen. Es war Adelheid's Abreise völlig unbemerkt geblieben und nun nicht mehr wahrscheinlich, daß dieselbe vor dem andern Morgen entdeckt werde.

In meinem Zimmer fand ich Paul vor, der mir

Adelheid's Abschiedsgrüße überbrachte. Er übergab mir sodann einen Brief aus Münster, mit welchem der „Schwalen-Griper" am Abend angekommen war. Ich riß ihn mit Ungeduld auf; sein Inhalt war folgender:

„Die landesherrliche Entscheidung über das kriegs-
„gerichtliche Urtheil gegen den Ober-Lieutenant
„v. Alst ist von Wien zurückgekommen. Der letzte
„Urtheilsspruch ist pure bestätigt worden. Heute
„Mittag auf der Parade hat man ihn den
„Offizieren mitgetheilt. Er soll in die Parolebücher
„eingetragen werden. Ueber das Exekutionskom-
„mando ist noch nichts befohlen, doch soll dem Maler
„Albert Auftrag geworden sein, das betreffende Brust-
„bild anzufertigen."

So soll mein Bild doch am Galgen hängen! Nicht umsonst hat mein braver Senner vor der Schandsäule am Zwinger gescheut!

Mein Geburtsort ist für mich ein Ort der Schmach geworden. Ich werde nicht mehr an mein altes liebes Münster, nicht mehr an mein Elternhaus denken können, an die Tummelplätze jugendlicher Lust und Freude, ohne daß der Galgen mit meinem Bildniß im Armensünderhemd mit dem Strick um den Hals mir vor die Seele tritt! Wie werden all' die braven Menschen, die mich dort kennen und mir heitern Gruß zuwinkten, so oft ich ihnen begegnete, erstaunen, wenn man unter Trommelschlag meine Verbrechen verkündet und meinen Namen schändet.

Die ganze Freudigkeit, welche mein Herz bewegt hatte, als mir Paul die Grüße meiner süßen Adelheid überbrachte, war mit einem Mal erloschen. Ein heißer Thränenstrom brach hervor, und ich war unfähig, ein krampfhaftes Schluchzen zu unterdrücken. Es dauerte lange, ehe mich Paul zu beruhigen vermochte und ich im Stande war, auf die Bemerkungen einzugehn, welche mir mein Freund in Betreff des Briefes machte, dessen Inhalt mich so tief bewegte.

Paul machte mich darauf aufmerksam, daß dieses Schreiben wohl den frühern auf den ersten Blick ähnlich sehe, indem es auf grobem Papier mit verstellter Hand und nach rückwärts geneigten Buchstaben geschrieben, in großem Format zusammengelegt und mit einem „Kaffemännchen" gesiegelt sei, daß aber die Handschrift dieses Briefes von der Handschrift der vorigen auffallend abweiche und auch der Styl ihm anders dünke.

Paul hatte, des Vergleichs wegen, die ersten Briefe mitgebracht. Ich kann nicht leugnen, daß eine genaue Prüfung mich zu denselben Resultaten brachte. Der „Milzlose" war von Paul befragt worden, ob der Ueberbringer des Auftrags dieses Mal dieselbe Person gewesen sei, welche ihm die frühern Briefe übergeben habe. Es war eine andere Person gewesen.

Die Nacht über peinigte mich der Gedanke, daß der Brief aus Münster ein Machwerk Achill's sei, das mich schleunigst über die See treiben soll. Ich konnte mich durchaus nicht von der Hoffnung losreißen, den ehrlichen Abschied zu erhalten, und vermochte mich nicht in die Idee zu finden, einen geschändeten Namen im Vaterlande zurückzulassen.

Am Vormittag des folgenden Tages besuchte mich Onkel Jan, welcher direkt vom Rozenhaag kam. Es hatten die Tante und Frau v. Beaumont morgens gegen neun Uhr nach Diepenbroick geschickt und um sofortigen Besuch des Oheim's und der Cousine Agnes gebeten, da Adelheid auf- und davongegangen sei. Der alte Herr hatte in Rozenhaag Alles in höchster Verwirrung angetroffen. Die Tante lag in Nervenzufällen, welche sich in Lach- und Weinkrämpfen äußerten, auf dem Sopha; Frau v. Beaumont rannte in stummer Wuth hin und her; die Dienerschaft hatte sich auf der Hausflur rath- und thatlos zusammengefunden. Agnes begann mit ihnen sofort ein scharfes Verhör, dessen Ergebniß lediglich die Thatsache, das Verschwinden Adelheid's, war. Den einzigen Anhalt bot ein Billet dieser Dame an die Tante, welches sie offen auf dem Tisch ihres Zimmers zurückgelassen hatte. Es lautete:

„Am 21. April 1799, 8 Uhr Abends.

„Ich stehe im Begriff abzureisen. Morgen schon

„werde ich im Stande sein, Ihnen das Nähere mit-
„theilen zu können. Aengstigen Sie sich nicht meinet-
„wegen. Ich stehe unter sicherem Schutz, sehe einer
„freundlichen Zukunft entgegen, und beklage lediglich,
„Sie und meinen theuren Oheim für den ersten
„Moment in Unruhe versetzen zu müssen.

Adelheid."

Agnes hatte ihre Ueberzeugung ausgesprochen, daß auch ich verschwunden sein werde und die Sache auf eine Entführung hinauslaufe.

Daß Adelheid's Abreise, meinte sie, um acht Uhr Abends stattgefunden, stehe zwar auf dem Papier, es frage sich indeß, ob es wahr sei. Und selbst dann, wenn ich erst um zehn Uhr ihr nachgejagt sei, so würde ich auf meinem flüchtigen Pferde sie wohl noch rechtzeitig eingeholt haben.

Die drei feindlichen Damen hatten den Oheim so dringend ersucht, sich nach mir umzusehen, daß er sich dem nicht hatte entziehn können. Nachdem ich den Ohm mit dem Briefe, den der Schwalen-Griper gebracht, bekannt gemacht hatte, begleitete ich ihn nach dem Rozenhaag, um mich den feindlichen Damen zu zeigen und sie durch den Augenschein zu überzeugen, daß nicht ich der Entführer Adelheid's sei. Wir fanden die beiden alten Damen noch immer im Zustand der vollständigsten Fassungslosigkeit, welche so weit ging, daß sie noch nicht einmal

an die Vervollständigung ihrer höchst sorglosen Toilette gedacht hatten. Agnes stand blauroth vor Erregung am Fenster; es verdroß sie gewiß, daß mein Erscheinen ihrer Kombination widersprach.

„Aber Du mußt doch nothwendig etwas unternehmen, lieber Mann, um Adelheid hierher zurückzubringen," jammerte die Tante unter Thränen.

„Vor der Hand denke ich den Brief abzuwarten, auf den Adelheid's Zettel uns vertröstet; er wird uns über Richtung und Ziel ihrer Reise hoffentlich Aufschluß geben," entgegnete der Ohm.

„Mir ist die Sache unfaßlich," sagte Frau v. Beaumont, mehr zornig, als bekümmert. „Wer mag, um des Himmelswillen, ihr die Hand zur Flucht geboten haben? Allein, ohne Geld und Ziel, wird das unerfahrne Ding doch nicht in die weite Welt gelaufen sein!"

„Ein geängstigtes Schaf rennt in die Flammen!" entgegnete der Oheim mit strengem Ton, „und am Aengstigen habt Ihr es, meiner Seele, nicht fehlen lassen."

„Und was wird unser armer Achill dazu sagen?" jammerte die Tante. Schließlich einigte man sich dahin, der Dienerschaft zu befehlen, über die heimliche Abreise Fräulein Adelheid's, bei Dienstentlassung, gegen Jedermann reinen Mund zu halten und auszusagen, daß die junge Dame, in Folge wichtiger

Vorgänge in ihrer Familie, plötzlich mit ihrem Bruder nach Süddeutschland gegangen sei.

Es solle Agnes ihrem Bruder Achill das Ereigniß mittheilen und das bezügliche Schreiben sofort durch einen Reitenden expedirt werden.

Nachdem die Damen den Gegenstand ihrer Sorgen sodann nochmals mit einer sehr scharfen Kritik bedacht, fand ich Gelegenheit, ihnen den aus Münster angekommenen Brief vorzuzeigen, wonach mein Schicksal bestimmt und ich gezwungen sei, die mir durch Achill vermittelte Anstellung bei den holländischen Truppen auf Java anzunehmen. Ich eröffnete ihnen, daß ich am 24. abreisen und meinen Weg über Brüssel und Paris, sodann über Bayonne zu Lande nach Spanien nehmen werde. In den Häfen der Nordküste hoffte ich Schiffe nach Oporto oder Madeira zu finden und so eine angenehme Reise zum Orte meiner Bestimmung zu machen.

Die Damen hatten für meinen Vortrag wenig Aufmerksamkeit. Nur Agnes ließ sich's nicht nehmen, mich als treue Cousine zu warnen.

„Daß Du diese Reiseroute einschlägst, finde ich vollkommen mit Deinem Charakter und Deinen Gesinnungen übereinstimmend," sagte sie spitz. „Es würde schade sein, wenn Du Paris und Brüssel, Sodom und Gomorrha Europa's, nicht gründlich kennen lerntest und Du dort nicht eine kleine Saison

machtest, ehe Du das ostindische Babel zu Deiner Residenz machst. Glück zu, Vetter! Nimm' Dich aber in Paris vor Spiel und Händeln in Acht! Man soll sich dort auf Karten und Degen besser verstehn, als im soliden Münster. Sieh' zu, daß Dir das Geld zur Ueberfahrt bleibt und daß Du Deinen Leib heil nach Batavia bringst; Du wirst dort viel Gesundheit brauchen."

Am 23., am letzten Tage, den ich in Enschede verlebte, waren Ohm und ich beim Dr. van Puyts zum Mittagessen eingeladen. Mit großer Rührung nahm ich von dieser liebenswürdigen Familie Abschied; von meinem treuen, hülfreichen Freunde Paul unter Thränen des herzlichsten Dankes.

Am Abend machte ich im Rozenhaag in aller Form meinen Abschiedsbesuch und fand die Damen in ruhigerer Stimmung. Der an Onkel Jan adressirte Brief Adelheid's mit dem Poststempel „Wesel" war angekommen. Die Damen hatten es nicht über sich gewinnen können, denselben bis zur Ankunft des Onkels Jan unerbrochen zu lassen. Agnes las uns dieses Schreiben vor. Die Damen waren fest überzeugt, daß die Flüchtige sich durch ihren Bruder eine Stellung als Gesellschafterin habe auswirken lassen und jetzt nach Italien oder nach entfernten Bädern unterwegs sei. Sie drangen darauf, daß der Oheim sofort an den Hofkavalier

Florian schreiben und, als Vormund Adelheid's, denselben zur Angabe der Adresse seiner Schwester auffordern solle, um demnächst diese Dame aus einer Stellung zurückzunehmen, welche sie ohne seine Einwilligung niemals hätte antreten dürfen.

Die Berechnung Paul's über die Wirkung seiner Vorkehrungen zur Flucht erwies sich als vollkommen richtig. Die Damen waren vollständig getäuscht und keine hatte eine Ahnung vom wahren Stand der Sache; nicht der leiseste Verdacht haftete auf dem Ohm und mir.

Trotzdem war unser Abschied recht kühl. Die Damen freuten sich gewiß nicht weniger herzlich als ich, daß bald Länder und Meere zwischen uns liegen werden.

Am andern Morgen vor Tagesanbruch hielt der Kunstwagen vor meiner Thür. Beim Schein der Laterne erkannte ich Bram, der in Fuhrmannstracht, mit Kittel und Zipfelmütze, seinen exponirten Kutscherſitz verlassen hatte, um sich am Aufladen meiner Effekten zu betheiligen. Im Innern des Fahrzeugs erkannte ich an der Stimme Onkel Jan, sonst würde ich ihn schwerlich selbst bei hellem Sonnenschein, geschweige denn jetzt bei Laternenbeleuchtung, erkannt haben. Der sonst so sorgfältig und kavaliermäßig gekleidete Baron trug, wie ich später gewahr wurde, sein starkes, graues Haupthaar ungepudert, aus dem Gesichte zurückgekämmt und am Hinterkopf mit einem

großen Messingkamm aufgesteckt. Ein langes Kamisol von dickem rostfarbenem Fries mit großen hellen Hornknöpfen besetzt, reichte bis an's Knie; eine Schooßweste von schwarzem Mancheſter war bis an den Hals geschlossen. Kurze Beinkleider von gleichem Stoff, geflammte Wollstrümpfe und derbe Schuhe mit Messingschnallen, welche zu den Knieschnallen paßten, vollendeten den Anzug, den ein blauer Radmantel, ein Dreispitz von grobem Filz und ein schwerer Stock mit Lederriemen noch philiströser machten. Es fehlte im Kostüm nicht das Mindeste, um den Baron van Leuwaarden in einen Kleinbürger zu verwandeln.

Ich kann nicht leugnen, daß leise Andeutungen, welche ich von Paul, wie von Piet Piepenstock erhalten hatte, mir jetzt die Ueberzeugung gaben, daß Onkel Jan nicht nur des Bilderhandels wegen im Lande umherfahre, sondern daß Wichtigeres, daß politische Bestrebungen ihn zu Fahrten in solcher Vermummung bestimmten.

Ohm Jan war in der allerbesten Laune. Das bisher so vollständige Gelingen des Entführungsprogramms machte ihm große Freude. Er feierte einen gewaltigen Triumph über seine Damen und ermangelte nicht, mir mit sichtlichem Vergnügen eine Scene vorzutragen, die er am 23. Morgens im Rozenhaag erlebt hatte.

Die Damen im Rozenhaag hatten gemeinschaftlich die Zimmer, welche Adelheid inne gehabt hatte, aufgeräumt und sie bei dieser Gelegenheit natürlich gründlich durchforscht. Da Adelheid nur sehr Weniges von ihren Sachen hatte mitnehmen können, fand sich Mancherlei von ihrem Eigenthum vor, welches das Interesse der Damen in Anspruch nahm. Dieses war vorzugsweise mit dem Inhalt zweier mächtiger Commodenschübe der Fall. Diese fanden sie mit uneröffneten Packeten, Cartons, Schachteln, Dosen, Kästen und Kistchen, untermischt mit unentsiegelten Briefen, bis obenhin vollgepfropft. Alle Schreiben und Zusendungen waren aus Amsterdam, Brüssel, Paris u. s. w., wie Poststempel, Schrift und Siegel zeigten, von Achill an Adelheid gerichtet. Die Damen hatten sich nicht enthalten können, die Umschnürungen und Verpackungen zu lösen, um den Inhalt, der so lange schmählich verborgen geblieben war, endlich an das Tageslicht zu bringen. Der große Tisch war über und über bedeckt mit den glänzenden, schimmernden und duftenden Herrlichkeiten, welche die Musterung bereits passirt hatten. Wenn die Gegenstände, welche man eifrig enthüllt hatte, auch nicht sämmtlich von hohem Werth waren, so gehörten sie doch in die Kategorie derjenigen Dinge, auf welchen die Augen der Frauen mit besonderer Vorliebe haften. Alles fein, zierlich, frisch und

modern; eine Menge niedlicher Toilettengeräthe, kostbarer Spielereien und Nippes, als Berloques, Brochen, Schnallen, Knöpfe, Putznadeln und Kämmchen in Bronze, Perlmutter, Schildkrött, Elfenbein, Silber und Gold; eine Fülle von Putzsachen, als künstliche Blumen, Federn, Bänder, Schleifen, Spitzen und Handschuhe; ein Reichthum an Fläschchen, Flacons, Dosen und Näpfchen, mit glänzenden Etiquetten, gefüllt mit Wohlgerüchen, Haarölen, Pomaden und Seifen; dann aber auch Gegenstände, welche mehr den Wissenschaften und den Künsten angehörten, wie Taschenbücher und Almanachs in reichen Einbänden, die neusten Werke der Dichter und Schriftsteller in illustrirten Prachtausgaben, Noten, hübsche Aquarellen, Kupferstiche und zierliche Statuetten. Alle diese Dinge gingen von Hand zu Hand, wurden begehrlich betrachtet und eifrig besprochen, wurden bewundert, getadelt, taxirt, und das Alles mit solchem Eifer, daß man den Eintritt des Ohms gar nicht bemerkt hatte.

„Und alle diese Wunder von Eleganz hat der arme Achill dem undankbaren, prüden Dinge geschenkt, ohne daß sie es auch nur der Mühe werth erachtet hätte, sie auszupacken!" jammerte die Tante.

„Was aber damit beginnen?" hatte die stets praktische Frau v. Beaumont gefragt. „Wer vermöchte es über das Herz zu bringen, dem armen

Achill diesen Affront mitzutheilen, was bei der Rückgabe doch unvermeidlich wäre! Welche Verwendung würde er für diese Dinge haben, deren Anblick ihm stets auf's Neue das Andenken an die Schändliche wachrufen würde?"

„Ich werde die Dinge an mich nehmen," hatte die Tante mit einem so schmerzensvollen Seufzer hervorgelispelt, daß kein Zweifel übrig bleiben konnte, welch' schweres Opfer sie damit bringe.

„Du, meine Theure," hatte Frau v. Beaumont eingeworfen, „würdest davon keinen rechten Gebrauch machen können. Wie würde der Duft aller dieser Wohlgerüche nicht allein schon Deine zarten Nerven in Aufruhr bringen; wie würden diese Erinnerungen an die undankbare Person nicht immer auf's Neue Dein Gefühl verletzen und Dich schmerzlich erregen. Es würde dann wohl kaum möglich sein, die hübschen Dinge vor Deinem Sohne verborgen zu halten, der sie zweifelsohne auf den ersten Blick wieder erkennen würde. Wenn ich dagegen die Sachen zu mir nehme, so sind sie den Augen Achill's, welcher mein Zimmer niemals betritt, doch entzogen."

„Was wollten Sie, liebe Beaumont," hatte Agnes giftig eingeworfen, „bei Ihren Jahren wohl mit den Bändern, Blumen und Schmucksachen beginnen? Es sind Geschenke meines Bruders für eine junge Dame und somit würden diese Sachen wohl am

Ehesten für eine andere junge Dame geeignet, und ich, als Schwester, die nächste dazu sein."

Das Gespräch um den Besitz war mit so großem Eifer fortgeführt worden, daß schließlich alle drei Damen gleichzeitig und mit erhöhten Stimmen redeten, wobei keine darauf hörte, was die andern sprachen. Da war denn, zum nicht geringen Aerger der Kriegführenden, der Oheim aus seiner Verborgenheit hervorgetreten und hatte mit gewaltiger Stimme gerufen:

„He, Bertje! he, Leentje! bringt doch einmal die beiden großen Waschkörbe hierher, welche dort auf dem Rasenplatz stehn. So! Nun packt den Krims-Krams, der hier herumliegt, vorsichtig in die Körbe. Zum Einwickeln giebt's dort Zeugs genug. Du, Koos, bestelle den Kutscher, er soll sofort mit dem Fourgon vorfahren.

„Meine Damen," hat er sodann mit einem so ernsten und bestimmten Ton gesagt, daß selbst Agnes nur zu knurren, aber nicht zu widersprechen wagte, „Ihnen gehören diese Sachen nicht, mir ebenso wenig. Adelheid mag sie nicht; sie Achill wiederzugeben, haben Sie Alle für unpassend erklärt. So lege ich denn, als Achill's Vater und Adelheid's Vormund, Beschlag darauf. Ich werde den ganzen Kram durch Piet Piepenstock verkaufen und den Erlös unsern Armen zukommen lassen."

Der Ohm ist böswillig genug gewesen, so lange

bis die Körbe auf den Fourgon geladen waren, in Adelheid's Zimmer zu verweilen. Er hat sogar die Schätze nach Diepenbrock begleitet und sie dort persönlich unter Schloß und Riegel gelegt.

Adelheid empfing uns in Coeverden mit Freudenthränen. Sie hatte für uns ein hübsches kleines Souper bereit gehalten und machte die Wirthin mit einer Liebenswürdigkeit, die mich entzückte. Sie sah in der Tracht eines Ober-Yssel'schen Bürgermädchens reizend aus. Das Spitzen-cornetje, welches die am Hinterkopf aufgesteckten schweren Haarzöpfe kaum bedeckte, wurde durch einen goldenen, an den Schläfen in zierlichen Rosetten endenden Bügel festgehalten und bildete einen äußerst kleidsamen Kopfputz. Eine lange hellblaue Tuchjacke mit drei Reihen hoher silberner Knöpfe verziert, der faltige Rock, schwarz mit grüner Kante, dazu die weißen Zwickelstrümpfe und tiefausgeschnittene Schuhe mit grünen Rosetten geben einen einfachen und ernsten Anzug ab, der indeß den Wuchs vortheilhaft hervorhebt. Piet Piepenstock, welcher Adelheid's treuer Begleiter gewesen war, nahm an unserm heiteren Mahle Theil und hielt, bei einem Glase Wein und der Pfeife, noch bis tief in die Nacht Kunstgespräche mit dem Ohm Jan, während Adelheid und ich Hand in Hand still und glücklich neben einander saßen. Es war ein ruhiger, und gewiß ein schönerer Polterabend, als wenn Geschenke, Reden und Aufführungen, Musik

und Tanz uns gezwungen hätten, fortwährend unsere Aufmerksamkeit andern Menschen zuzuwenden.

Die kirchliche Trauung ging am Tage darauf nicht ohne tiefe Gemüthsbewegung für uns Alle vor sich. Nachdem wir uns unter unsern neuen Namen und die Zeugen sich in das Kirchenbuch eingetragen hatten, wurden uns die Kopulationsscheine ausgehändigt. Dann kam der thränenreiche Abschied vom braven Ohm Jan. Die Wagen fuhren vor; der eine rollte nach Süd, der andere nach Nord. Werden wir uns jemals wiedersehn?

Piet begleitete uns nach Delfzyl.

Am andern Morgen brachte er uns die Nachricht, daß noch einige Zeit darüber hingehen werde, ehe die „Rose" unter Segel gehen könne. Er schlug vor, nach Emden in den Gasthof „Zum großen Friedrich" überzusiedeln, wo wir den Superkargo des Schiffes „die Rose von Bremen," einen Herrn Winkelsett, welcher die kaufmännischen Geschäfte zu betreiben hat, sowie einen Passagier des Schiffs, den Professor de Vos, welcher gleichfalls nach Ostindien zu reisen gedenke, kennen lernen würden.

Wir fuhren noch an demselben Tage, nachdem Adelheid ihre Ober-Yssel'sche Tracht mit einer einfachen, aber doch mehr damenhaften Toilette vertauscht, und auch ich den Jägerburschen abgelegt hatte, mit einem Marktschiffe über den Dollart und bezogen in jenem Emdener Gasthofe recht angenehme Zimmer.

Wir waren sehr begierig, das Schiff kennen zu lernen, das uns durch endlose Meere in die fernen Tropenlande tragen sollte. Weder Adelheid noch ich hatten jemals das Meer gesehn; uns war somit Alles fremd, was damit in Verbindung steht. Als wir am Morgen des andern Tages uns zum Hafen begaben, um die „Rose von Bremen" in Augenschein zu nehmen, wurde uns Piet Piepenstock sehr nützlich. Er wußte mit großem Geschick uns alle die kleinen Unannehmlichkeiten und Verlegenheiten zu ersparen, in die namentlich Damen bei derartigen Veranlassungen so leicht gerathen.

Als wir die „Rose" verließen, hatten wir folgende Bemerkungen gemacht: Erstens, daß das Schiff sehr hübsch aussieht und ein prächtiges Gallion führt. Eine rothgekleidete, gekrönte Jungfrau ruht auf einem goldenen Weinfaß, dessen nach vorn gekehrter Boden das Wappen von Bremen, die in das Andreaskreuz gestellten goldenen Schlüssel im rothen Felde, zeigt. Die goldgelockte Fee bietet dem Beschauer lächelnd einen grünen, mit goldigem Wein gefüllten Römer dar, aus dem eine aufgeblühte Rose hervorragt. Kann ein Schiff, das namentlich den Weinhandel vermittelt, ein sinnigeres Gallion führen?

Zweitens: Es wäre zu wünschen, daß von den Wohlgerüchen, welche dem Rosenwein des Bremer Rathskellers entduften, etwas ihr Pathenkind über-

strömen möchte. Unser Rosenschiff ist keineswegs wohlriechend, sondern hat einen höchst penetranten Geruch nach Theer, Oel, schwarzer Seife, Firniß und Lack.

Drittens. Die Begriffe, welche ein Landbewohner von „geräumig," wie von „hoch" und „niedrig" in Bezug auf Wohnräume hat, sind von denen eines Seemanns himmelweit verschieden. Unser Kapitän Schutter, — ein kleines, bewegliches Männchen, das ein seltsames Deutsch redet, bei dem Hoch- und Plattdeutsch, Englisch und Holländisch um den Vorrang kämpfen, ein Männchen, das die Formen der Gesellschaft nicht kennt, aber der möglichsten Höflichkeit, seinen Passagieren gegenüber, sich befleißigt — Kapitän Schutter führte uns in Person auf dem Schiffe umher, und zuvörderst ließ er es sich angelegen sein, uns den Raum zu zeigen, in welchem wir voraussichtlich Monate lang hausen werden. „Ich bin so glücklich," sagte er triumphirend, „der Madame eine hohe und geräumige Prachtkabine bieten zu können." Wir träumten von einer Säulenhalle! Himmlischer Vater, wie wurden wir enttäuscht! Es war, ohne den durch Vorhänge davon geschiedenen Schlafraum, ein kleines, niedriges Kämmerchen, vier Schritt lang, drei Schritt tief, und knapp hoch genug, daß ich mit dem Kopf nicht an die Balken stieß. Es ist gewiß recht nett, daß alles Holzwerk zierlich geschnitzt ist, daß die

Möbel von den seltensten Hölzern und prachtvoll gearbeitet sind, daß Vorhänge, Portièren und Teppich, herrliche Stoffe und die geschmackvollsten Muster zeigen, daß kunstreiches Tafelwerk, schöne Malereiene strahlende Vergoldungen und blitzende Spiegel die Wände schmücken: aber Alles schien uns für ein Puppenstübchen, nicht aber für den Wohnraum zweier ausgewachsener Menschen berechnet. Mindestens hatte ich gehofft, eine Kabine von den Dimensionen der großen Kajüte zu erhalten, in welcher der Kapitän uns ein treffliches Austernfrühstück mit Champagner vorsetzte. Sie war aber bestimmt, den Salon und gleichzeitig den Speisesaal für sämmtliche Offiziere und für die Passagiere erster Klasse abzugeben.

Der Kapitän nahm meine Einladung zum Mittagessen in unserm Gasthofe an. Dort, an der table d'hôte, machte er uns mit dem Superkargo, Herrn Winkelsett, und dem Professor de Vos bekannt. Der letztere ist ein Mann von großer, schlanker Figur und einem klugen, bleichen Gesicht, das durch seine Regelmäßigkeit und durch die edlen Linien des Profils an die Statuen des Alterthums erinnert. Er ist wohl noch nicht vierzig Jahre alt und war einfach in dunkle Farben, doch nicht ohne Eleganz, gekleidet. Sein Benehmen ist äußerst höflich, doch kalt und zurückhaltend. Er hat bereits mehrere Jahre auf Java gelebt und kehrt jetzt dahin zurück, um natur-

wissenschaftliche Studien, welche er dort begonnen hatte, zu beenden. Herr de Vos war mit Piet Piepenstock bekannt und unterhielt sich ausschließlich mit demselben.

Herr Winkelsett, ein noch junger, runder und rosiger Mann, giebt sich heiter und offenherzig, und scheint ebenso mittheilsam als gefällig.

Er ertheilte uns, da er in Emden sehr bekannt ist, viele nützliche Weisungen in Betreff unserer Einkäufe zur Ausstattung. Später begleitete er uns zum Silberarbeiter und zum Leinenhändler, deren Preise er in geschickter Art zu ermäßigen wußte. Seine Schuld war es nicht, daß am Abend, als die Rechnungen ankamen, wir über die Höhe der zu zahlenden Summen erschraken, und uns eingestanden, für unsere Verhältnisse viel zu viel gekauft zu haben. Meine arme Frau, welche in ihrem ganzen Leben niemals Gelegenheit gehabt hatte, selbständig irgend welche Einkäufe zu machen, war ganz trostlos darüber und beklagte sehr, vom Werth und von der Eintheilung des Geldes gar keinen Begriff zu haben und von der Wirthschaftsführung, wie vom Hauswesen, nichts zu verstehen. Leider mußte ich ihr bekennen, daß ich darin auch recht unerfahren und, was viel schlimmer ist, ein schlechter Wirthschafter bin, der bisher recht sorglos und ohne jegliche Berechnung in den Tag hinein gelebt hat. Wir faßten für die Zukunft die besten Vorsätze.

Piet Piepenstock will es sich nicht nehmen lassen, uns an Bord des Schiffes zu begleiten. Er hat heute Abend meiner Frau zum Abschied eine seiner Arbeiten, ein Nähkästchen, verehrt, dessen Deckel mit einem Medaillon geschmückt ist, welches das wohlgetroffene Profil des Onkels Jan in bas relief zeigt. Mir schenkte er die aus Elfenbein geschnittene, sehr ähnliche Miniaturbüste meiner Adelheid. Ich habe versprechen müssen, ihm mit dem zurückkehrenden Schiffe Nachrichten über uns zukommen zu lassen und auch später alle Briefe und Aufträge an ihn zu adressiren. Ich habe ihm das unter der Bedingung zugesagt, Niemandem, wer es auch immer sei, außer dem Ohm Jan, von meinen Mittheilungen Kenntniß zu geben. Mit Paul würde ich mich selbst in Korrespondenz setzen.

Piet nahm mich alsdann noch einmal bei Seite und flüsterte mir zu:

„Sollten Sie einmal in Noth kommen, so wenden Sie sich an den ersten besten Mann von Ansehn, welcher der Partei Oranien zugethan ist, und geben Sie sich demselben als Neffe des Barons Jan van Leuwarden zu erkennen. Ich bin gewiß, daß Ihnen derselbe Beistand leisten wird. Ihr Ohm ist ein hochangesehener Herr, dessen Arm weit reicht. An dem Professor de Vos, den ich seit Jahren kenne, haben Sie einen sehr zuverlässigen Reisegefährten,

dem Sie durchweg Ihr Vertrauen schenken dürfen. Mehr zu sagen, ist mir nicht gestattet, ich habe vielleicht schon zu viel gesagt."

Adelheid hat dem braven Piet, ehe er das Deck der Rose von Bremen verließ, einen Ring mit ihren Haaren, und ich habe ihm eine hübsche silberne Dose mit einigen auf den Deckel gravirten freundlichen Worten verehrt.

Die letzten Zeilen in diesem Buche will ich dem Andenken an die freundliche Geberin, an meine liebe Schwester Fanny, widmen.

Ich habe ihr von Enschede aus meinen Abschiedsbrief geschrieben, doch darin weder meiner Namensveränderung, noch meiner Verheirathung, noch endlich meines Reiseziels gedacht. Erst wenn ich mir in Ostindien ein Sort gegründet und wieder eine Lebensstellung errungen habe, welche meiner Geburt und meinem Lebensalter entspricht: erst dann werde ich den Schwestern von mir Kunde geben.

Wollte Gott, daß ich es bald vermag!

Ende des ersten Bandes.

Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.

2/III 80-
×KSIĘGARNIA×
ANTYKWARIAT
DOM KSIĄŻKI DOM
Nr 612926

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu
9529/I
001-009529-01-0